830.8
Os72
1916

Österreichischer Almanach

auf das Jahr

1916

Herausgegeben

von

Hugo von Hofmannsthal

THE LIBRARY OF THE
JUN 12 1970
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

Im Insel-Verlag zu Leipzig

830.8
0572

Österreichischer Almanach

auf das Jahr

1916

Herausgegeben

von

Hugo von Hofmannsthal

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Digitized by the Internet Archive
in 2016 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/osterreichischer1916unse

Kalendarium

Januar		Februar		März	
1	Neujahr	1	Dienstag	1	Mittwoch
2	S. n. Neuj.	2	Mittwoch	2	Donnerstag
3	Montag	3	Donnerstag ♍	3	Freitag
4	Dienstag	4	Freitag	4	Sonnabend ♍
5	Mittwoch ♍	5	Sonnabend	5	Sonntag
6	Donnerstag	6	Sonntag	6	Montag
7	Freitag	7	Montag	7	Dienstag
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Mittwoch
9	Sonntag	9	Mittwoch	9	Donnerstag
10	Montag	10	Donnerstag ♑	10	Freitag
11	Dienstag	11	Freitag	11	Sonnabend ♑
12	Mittwoch ♑	12	Sonnabend	12	Sonntag
13	Donnerstag	13	Sonntag	13	Montag
14	Freitag	14	Montag	14	Dienstag
15	Sonnabend	15	Dienstag	15	Mittwoch
16	Sonntag	16	Mittwoch	16	Donnerstag
17	Montag	17	Donnerstag	17	Freitag
18	Dienstag	18	Freitag	18	Sonnabend
19	Mittwoch	19	Sonnabend ♉	19	Sonntag ♉
20	Donnerstag ♉	20	Sonntag	20	Montag
21	Freitag	21	Montag	21	Dienstag
22	Sonnabend	22	Dienstag	22	Mittwoch
23	Sonntag	23	Mittwoch	23	Donnerstag
24	Montag	24	Donnerstag	24	Freitag
25	Dienstag	25	Freitag	25	Sonnabend
26	Mittwoch	26	Sonnabend ♌	26	Sonntag ♌
27	Donnerstag	27	Sonntag	27	Montag
28	Freitag ♌	28	Montag	28	Dienstag
29	Sonnabend	29	Dienstag	29	Mittwoch
30	Sonntag			30	Donnerstag
31	Montag			31	Freitag

April		Mai		Juni	
1	Sonnabend	1	Montag	1	Donnerstag
2	Sonntag	2	Dienstag	2	Freitag
3	Montag	3	Mittwoch	3	Sonnabend
4	Dienstag	4	Donnerstag	4	Sonntag
5	Mittwoch	5	Freitag	5	Montag
6	Donnerstag	6	Sonnabend	6	Dienstag
7	Freitag	7	Sonntag	7	Mittwoch
8	Sonnabend	8	Montag	8	Donnerstag
9	Sonntag	9	Dienstag	9	Freitag
10	Montag	10	Mittwoch	10	Sonnabend
11	Dienstag	11	Donnerstag	11	Pfingsten
12	Mittwoch	12	Freitag	12	Pfingstmont.
13	Donnerstag	13	Sonnabend	13	Dienstag
14	Freitag	14	Sonntag	14	Mittwoch
15	Sonnabend	15	Montag	15	Donnerstag
16	Sonntag	16	Dienstag	16	Freitag
17	Montag	17	Mittwoch	17	Sonnabend
18	Dienstag	18	Donnerstag	18	Sonntag
19	Mittwoch	19	Freitag	19	Montag
20	Donnerstag	20	Sonnabend	20	Dienstag
21	Freitag	21	Sonntag	21	Mittwoch
22	Sonnabend	22	Montag	22	Donnerstag
23	Ostern	23	Dienstag	23	Freitag
24	Ostermont.	24	Mittwoch	24	Sonnabend
25	Dienstag	25	Donnerstag	25	Sonntag
26	Mittwoch	26	Freitag	26	Montag
27	Donnerstag	27	Sonnabend	27	Dienstag
28	Freitag	28	Sonntag	28	Mittwoch
29	Sonnabend	29	Montag	29	Donnerstag
30	Sonntag	30	Dienstag	30	Freitag
		31	Mittwoch		

Juli		August		September	
1	Sonnabend	1	Dienstag	1	Freitag
2	Sonntag	2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Montag	3	Donnerstag	3	Sonntag
4	Dienstag	4	Freitag	4	Montag
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Dienstag ☽
6	Donnerstag	6	Sonntag ☽	6	Mittwoch
7	Freitag	7	Montag	7	Donnerstag
8	Sonnabend ☽	8	Dienstag	8	Freitag
9	Sonntag	9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Montag	10	Donnerstag	10	Sonntag
11	Dienstag	11	Freitag	11	Montag ☾
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Dienstag
13	Donnerstag	13	Sonntag ☾	13	Mittwoch
14	Freitag	14	Montag	14	Donnerstag
15	Sonnabend ☾	15	Dienstag	15	Freitag
16	Sonntag	16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Montag	17	Donnerstag	17	Sonntag
18	Dienstag	18	Freitag	18	Montag
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Dienstag ☾
20	Donnerstag	20	Sonntag ☾	20	Mittwoch
21	Freitag	21	Montag	21	Donnerstag
22	Sonnabend ☾	22	Dienstag	22	Freitag
23	Sonntag	23	Mittwoch	23	Sonnabend
24	Montag	24	Donnerstag	24	Sonntag
25	Dienstag	25	Freitag	25	Montag
26	Mittwoch	26	Sonnabend	26	Dienstag
27	Donnerstag	27	Sonntag	27	Mittwoch ●
28	Freitag	28	Montag ●	28	Donnerstag
29	Sonnabend	29	Dienstag	29	Freitag
30	Sonntag ●	30	Mittwoch	30	Sonnabend
31	Montag	31	Donnerstag		

Oktober		November		Dezember	
1	Sonntag	1	Mittwoch	1	Freitag
2	Montag	2	Donnerstag ☽	2	Sonnabend ☽
3	Dienstag	3	Freitag	3	Sonntag
4	Mittwoch ☽	4	Sonnabend	4	Montag
5	Donnerstag	5	Sonntag	5	Dienstag
6	Freitag	6	Montag	6	Mittwoch
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Donnerstag
8	Sonntag	8	Mittwoch	8	Freitag
9	Montag	9	Donnerstag ♉	9	Sonnabend ♉
10	Dienstag	10	Freitag	10	Sonntag
11	Mittwoch ♉	11	Sonnabend	11	Montag
12	Donnerstag	12	Sonntag	12	Dienstag
13	Freitag	13	Montag	13	Mittwoch
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Donnerstag
15	Sonntag	15	Mittwoch	15	Freitag
16	Montag	16	Donnerstag	16	Sonnabend
17	Dienstag	17	Freitag ☾	17	Sonntag ☾
18	Mittwoch	18	Sonnabend	18	Montag
19	Donnerstag ☾	19	Sonntag	19	Dienstag
20	Freitag	20	Montag	20	Mittwoch
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Donnerstag
22	Sonntag	22	Mittwoch	22	Freitag
23	Montag	23	Donnerstag	23	Sonnabend
24	Dienstag	24	Freitag	24	Sonntag ♍
25	Mittwoch	25	Sonnabend ♍	25	Heil. Christf.
26	Donnerstag ♌	26	Sonntag	26	2. Christtag
27	Freitag	27	Montag	27	Mittwoch
28	Sonnabend	28	Dienstag	28	Donnerstag
29	Sonntag	29	Mittwoch	29	Freitag
30	Montag	30	Donnerstag	30	Sonnabend
31	Dienstag			31	Sonntag ☽

. . . Es ist ein gutes Land,
Wohl wert, daß sich ein Fürst sein unterwinde!
Wo habt ihr dessengleichen schon gesehn?
Schaut ringsumher, wohin der Blick sich wendet,
Lachts wie dem Bräutigam die Braut entgegen.
Mit hellem Wiesengrün und Saatengold,
Von Lein und Safran gelb und blau gestickt,
Von Blumen süß durchwürzt und edlem Kraut,
Schweift es in breitgestreckten Tälern hin —
Ein voller Blumenstrauß, so weit es reicht,
Vom Silberband der Donau rings umwunden —
Hebt sichs empor zu Hügeln voller Wein,
Wo auf und auf die goldne Traube hängt
Und schwellend reift in Gottes Sonnenglanze;
Der dunkle Wald voll Jagdlust krönt das Ganze.
Und Gottes lauer Hauch schwebt drüberhin
Und wärmt und reift und macht die Pulse schlagen,
Wie nie ein Puls auf kalten Steppen schlägt.
Drum ist der Österreicher froh und frank,
Trägt seinen Fehl, trägt offen seine Freuden,
Beneidet nicht, läßt lieber sich beneiden!
Und was er tut, ist frohen Muts getan.

Grillparzer.

Anton Wildgans: Das große Händefalten

Ein Gebet für Österreichs Volk und Kämpfer

Gewaltiger, dem alle sich befehlen
Und der auch unsrer Feinde Beten wägt,
Ein einzelner für Millionen Seelen,
Versuch ich mich in Worten, schwer geprägt.

Und bin nicht mehr der abgewandte Dichter,
Der eigener und fremder Wehmut pflag,
Nein, eines Volkes Anwalt vor dem Richter,
Steh ich vor dir an diesem jüngsten Tag.

Du hast ihn uns herabgesandt auf Erden,
Daß alle Völker, die lebendig sind,
Gezählt, gewogen und befunden werden
Und nichts mehr gelte, was nur Spreu im Wind.

Da nützt es nicht, zu deinem dunklen Walten
Emporzuflehn, daß es uns Sieg verleiht,
Nein, meines Volkes stummes Händefalten
Ist nur gerichtet auf Gerechtigkeit.

Du hast uns kein geringes Pfund verliehen,
Wir haben dieses Pfund vertausendfacht.
Durch unsern Fleiß zu schönstem Ernst gediehen
Ist aller Gegend schmeichlerische Pracht.

Vom ebnen Lande bis zum Gletschereise
Aufschäumt der Saaten goldgedrängte Flut
Und meldet sich zum Zeugen und Beweise,
Daß unsre unverdroßne Arbeit gut.

Jetzt, wo die freundlichen Geräusche schweigen,
Wird jenes große Regen erst bewußt,
Das sonst vom Aufgang bis zum Abendneigen
Dies Land erfüllt mit rüstiger Schaffenslust.

Nun freilich ruhn die wirkenden Maschinen,
Das Feld liegt brach, die flinke Mühle steht.
Denn alle Hände, die da sind, bedienen
Nunmehr des Krieges heiliges Gerät.

Nur hie und da ein einsam Sensendengeln,
Ein Weib, ein Greis sticht müde Erde um,
Und deines Friedens schwergekränkter Engel
Geht weinend durchs verlaßne Heiligtum.

Wir hätten seine Tränen gern vermieden,
Wir lechzen nicht nach Menschenpein und Streit,
Denn was wir sind, sind doppelt wir im Frieden,
Und was wir können, blüht aus Heiterkeit.

Wir sind umwirkt von holdestem Betören,
Die Landschaft sänftigt jeden Sorgenblick
Und ladet ein zu süßem Ihrgehören,
Zu Wein und Liebe, Rührung und Musik.

Musik ist unsrer jungen Menschen Schreiten,
Musik, von allen Hängen jubelt sie,
Und selbst der großen Städte Nüchternheiten
Berückt die allgemeine Melodie.

Das macht das Leben wert, die Herzen weicher,
Die Sinne fein, das Urteil menschlich-mild,
Das macht den Künstler, macht den Österreicher
Und schafft aus Träumern Helden, wenn es gilt.

Denn immer noch, wenn des Geschickes Zeiger
Die große Stunde der Geschichte wies,
Stand dieses Volk der Tänzer und der Geiger
Wie Gottes Engel vor dem Paradies.

Und hat mit rotem Blut und blanken Waffen,
Zum Trotze aller Frevelgier und List,
Sich immer wieder dieses Land erschaffen,
Das ihm der Inbegriff der Erde ist.

Erwäge dies in deinem dunklen Walten,
Unendlicher, der Schmach und Sieg verleiht!
Denn unser großes stummes Händefalten
Ist nur gerichtet auf Gerechtigkeit.

Hans Sachs: Ein Lob des redlichen Kriegvolk in der türkischen Belägrung der Stadt Wien

(1529)

Wach auf, Herz, Sinn und freier Mut,
hilf mir preisen die Landsknecht gut,
ihr ritterliche Tate,
begangen itz zu Osterreich
zu Wien wohl in der Stadte,
ja Stadte.

Da der Türk drei Läger fürwahr
schlug und die Stadt umringet gar
mit seinem großen Heere
bei zweimal hunderttausend Mann
mit Harnisch und mit Wehre,
ja Wehre;

So war der Landsknecht überall
bei achtzigtausend an der Zahl,
hätten bei vierzig Fahnen,
gen den Türken ein kleiner Hauf
von unverzagten Mannen,
ja Mannen.

Die Stadt war an ihr selb nit fest,
doch täten die Landsknecht das Best
mit Bollwerken und Graben;
sie bauten alle Tag und Nacht,
was die Hauptleut angaben,
ja gaben.

Graf Niklas von Salm bei ihn' stohn
und war ihr oberster Hauptmann,
sunst viel guter Hauptleute;
die machten guter Anschläg viel,
hort man noch preisen heute,
ja heute.

Der Türk hätt Tag und Nacht kein Ruh,
der Stadt er heftig setzet zu
mit Schießen und mit Graben,
im Land erwürget Weib und Kind,
die Knecht gesehen haben,
ja haben.

Die Landsknecht hätten kühnen Mut
zu erretten das christlich Blut,
den Türken wolltens schlagen;
die Hauptleut hätten zu wehren gnug,
hort man die Waibel sagen,
ja sagen.

Doch fielen ſie zweimal hinaus
und hätten gar ein wüſten Strauß,
mit dem Türken Scharmützel.
Das war ihn' als ein kühles Tau,
gab ihn' zu ſchaffen lützel,
ja lützel.

Die Büchſenmeiſter ich loben tu:
ſooft der Türk rücket herzu,
ſein Ordnung ſie ihm trennten
und brachten ſein Volk in die Flucht,
daß ſie ſich wieder wendten,
ja wendten.

Als er drei Stürm verloren hatt,
Da zug er flüchtig von der Stadt
mit Spott und großer Schanden.
Des haben die Landsknecht groß Ehr,
daß ſie ſeien beſtanden,
beſtanden.

Und haben Wien, die Stadt, errett.
Wo ſie der Türk erobert hätt,
ſo hätt er da erſchlagen
viel tauſend Mann, Weib unde Kind,
ſo da belägert lagen,
ja lagen.

Des haben die Landsknecht groß Ehr,
doch einer und der ander mehr,
dem Türken abgewunnen
Kamel, Tartſchen und Flitſchenpfeil
und auch viel Pulvertunnen,
ja Tunnen.

Ihr Preis geht durch ganz deutsche Land,
mit ihn' war die stark Gotteshand,
hat ihn' den Sieg gegeben.
Ich wünsch dem ritterlichen Volk
hie Glück, dort ewigs Leben,
ja Leben.

Eugippius: Wunder des heiligen Severin

1

Befreiung Wiens von Hungersnot

Zur selben Zeit wurde die Stadt, Favianis genannt, von einer schrecklichen Hungersnot heimgesucht. Die Bewohner derselben hielten es nun für das einzige Mittel, sich zu retten, wenn sie den Mann Gottes durch fromme Bitten zu sich beriefen. Er sah voraus, daß sie zu ihm kommen werden, folgte dem Willen Gottes und ging mit ihnen. Als er in die Stadt gekommen war, ermahnte er die Bürger und sprach zu ihnen: „Ihr könnt durch würdige Früchte der Buße vom schweren Übel der Hungersnot befreit werden." Sie folgten seinen Mahnungen, Severin aber, durch göttliche Eingebung belehrt, wußte, daß eine Witwe, Procula mit Namen, viele Vorräte von Getreide eingeschlossen, er rief diese vor sich und wies ihr Benehmen zurecht mit folgenden Worten: „Warum erniedrigst du dich, nachdem du doch von edlem Stamme entsprossen, zu einer Magd deiner Habgierde, die nach des Apostels Lehre ein Götzendienst ist: siehe, der Herr sorgt barmherzig für seine Diener, du aber wirst an dem, was du im Unrecht aufgespeichert, keinen Gewinn haben, als daß du vielleicht das vorbehaltene Korn in die Donau schütten kannst und dann den Fischen einen Dienst erweisest, den du den Menschen

verweigert hast. Darum kommst du mehr noch dir selber zu Hilfe als den Armen durch das, was du aufzubehalten wähnst, während Christus (in den Armen) hungert." Die Frau wurde durch diese Worte von derartigem Schrecken ergriffen, daß sie sogleich anfing, ihre Vorräte den Armen auszuteilen.

Nicht lange nach diesem Ereignis sah man am Ufer der Donau zahlreiche Schiffe aus dem Lande der Rhätier ankommen, mit vielem Getreide beladen; es war vom starken Eise des Innflusses festgehalten, ihre Fahrt unterbrochen worden, sie waren auf Gottes Geheiß befreit und brachten nun denen, die Hungersnot gelitten, Nahrung in Überfluß. Da fingen alle an, in fortgesetzter Andacht, Gott ihren Dank darzubringen; sie hatten gefürchtet, dem Hunger erliegen zu müssen, und sprachen offen das Bekenntnis aus: der Diener Gottes habe durch seine Fürbitte die Schiffe vom Eise befreit und sei ihrer Not zu Hilfe gekommen.

2

Wunderbare Entzündung der Kerze Severins in Salzburg

Ingleichen geschah es bei der Stadt, welche Juvavo genannt wird, daß die Leute eines Tages zur Sommerszeit in die Kirche kamen, um dem Abendgottesdienste beizuwohnen, und nirgends ein Feuer fanden, um die Lichter anzuzünden; als sie nun durch Feuerschlagen mit dem Stein dies nicht zuwege brachten, ging die Zeit des Abendgottesdienstes dahin. Da betete nun der Mann Gottes, sich auf die Knie hinwerfend, inbrünstig. Bald entzündete sich vor den Augen seiner Kleriker, welche zugegen waren, die Kerze, welche der heilige Severin in der Hand hielt, von selbst. Nun wurde der Abendgottesdienst abgehalten, und alle brachten Gott ihren Dank dar. Obwohl nun die, welche

Zeugen dieſes Wunders waren, dasſelbe verheimlichen wollten, wie es bei vielen anderen großen Werken des Mannes Gottes der Fall war, die er mit der Gnade von oben verrichtete, ſo leuchtete es doch allenthalben mit ſolchem Glanze, daß es in vielen anderen großen Glauben entzündete.

Sigmund Freiherr von Herberſtein: Bericht über ſeine Geſandtſchaft zu den Moskowitern

Der Empfang im Kreml (18. April 1518)

Der mir entgegengeſchickt ward, auch mein Zugeordneter, den ſie Priſtaf heißen, der mir alle Notdurft verſchuf zu geben, durch den ich auch alle mein Sachen mocht an den Fürſten begehren, als Gehör und dergleichen gemein Sachen: der bracht mir zwei Roß entgegen, die mir der Fürſt ſchenkte.

Mir ward ein öd Haus eingeräumt, darein bracht man erſt Bänke, Tiſche und Scheiben für die Fenſter; das Haus war nach ihrer Auffaſſung gut; da ſtellte man mir einen Schreiber vor, der mir alle Tag mein Speis und Trank hat bringen laſſen, nämlichen ein groß Stück Rindfleiſch, ein Stück Speck, ein lebendig Schaf, ein lebendigen und einen toten Haſen, ſechs lebendiger Hühner, Kraut, Gerſten, Kas, Salz aber in der Wochen einmal, ebenſo auch Pfeffer und Safran ganz genug; das alles, ſo man täglich brachte, wurde auf einem Wagen, wie ſie die haben, geführt. An Fiſchtagen haben ſie mir tote Fiſch und viel großer in Luft an Salz geſelchter Stör, dann ein Kandelein mit Branntwein, den ſie jederzeit am Tiſch vor dem Eſſen trinken, auf einem andern Wagen dreierlei guten Met und zweierlei Bier, das eine iſt wohl ſüß.

Sie ſtellten mir Leut in das Haus, die man als edel hält, daß ſie mich und das Haus verwahrten und bewachten, und — recht zu ſagen — zu verhüten, daß niemand zu mir oder von mir ohne ihr Vorwiſſen ginge; dann andere, die das Haus ſperrten, kehrten, heizten, wieder andere im Stall, und andere zum Holzhacken und in der Küche zu helfen.

Was ich ſonſt mit mir hab gebracht, das hab ich gehabt: als Bettgewand, Trinkgeſchirr und dergleichen; Futter und alle Notdurft für die Pferde hat man mir auch im Überfluß gegeben.

Als ich einmal lebendig Fiſch kaufte, darum zürnten ſie, als wäre es eine Beleidigung gegen den Fürſten, und gaben mir füro lebendig Fiſch für mich.

Als mir angezeigt ward, meinen Befehl auszurichten, kam des Abends der Tulmätzſch [Dolmetſch] und ſpricht: „Morgen wirſt du vor den Herrn kommen"; morgens zeitlichen kommt er wieder und ſagt: „Du wirſt heut vor den Herrn"; zum dritten kommt er etwas vor denen, die mich begleiten, und ſagt: „Es kommen große Leute, um dich zu begleiten, du mußt ihnen auch Ehr beweiſen und entgegengehn"; mahnt mich zu bereiten und zu fördern, dann ſo kamen etliche Wohlgekleidete mit viel mitlaufenden Dienern geritten, und als die abſtunden, vermahnte mich der Tulmätzſch ohne Unterlaß denen entgegenzugehn, alles ihrem Herrn zu Ehren, was ich dennoch mit Maßen tat, damit meinem Herrn auch was vorbehalten: die Stiegen haben alle einen Abſatz, wo man die Gäſte empfängt und wieder hin begleitet; ließ ſie etwas herauftreten, wo ich ihnen dann entgegenkam.

Denſelben Tag wurde auf dem Markt geboten, alle Läden zu ſperren, und man trieb das Volk alles von dem Markt, damit es zu dem Schloß laufe und den Boten ſehen ſollte und

damit auch ein groß Volk vor dem Boten gesehen werde; wie denn also ein groß Volk da zulief, also daß man es wieder voneinander treiben mußte, damit man Platz hätte zu reiten. Ist alles mit weißen Häuptern, durch ihre Hütel, die sie Kalpak nennen; selten ist ein Pfaff zwischen ihnen, die tragen keine weiße Hütel.

Als man in das Schloß kam (sollt billig ein Städtel heißen, ist ummauert), kam man von einem zum andern Volk, jederzeit besser gekleidet. Nahe hin zu der Stiege stunden die fremden Dienstleut, Letten und andere, die hatten nit weiße Hütel, sondern wie ein jeglicher eines mit sich bracht hätt.

Zu der Stiegen wollten mich die Diener, so meines Pferds warteten, nicht gar nah hinzu lassen reiten, weil solches allein dem Großfürsten gebührt; ich aber wollt das nit verstehn, drängte das Pferd so nahe ich konnte zu der Stiegen. Dann führten sie mich hinauf; neben der Sankt Michaelskirche geht die Tür an der Stiegen, wie die den Absatz hat, in die Kirche; als wir über den Absatz gingen, kamen mir zwei aus des Fürsten Rat entgegen, boten mir die Hand und küßten mich; dieselben zwei gingen neben mir, die andern, die mich aus der Herberge begleitet hatten, traten hinter sich und gingen uns nach.

Wie wir aber über die Stiegen kamen und uns den Zimmern näherten, gingen wieder zwei andere Obere; dann die nächsten empfingen mich wie die andern, die nächsten aber traten hinter sich. Auf demselben Platz stunden und saßen die Edelleut, und derselben Kinder in guten Tuchkleidern, rührte sich aber kein Mensch in Ehrerbietung noch sonst irgendwie. Dann geht man in das erste Zimmer, da sind in Seiden und goldnen Stücken gekleidete Leut, und wieder in das nächste Zimmer, das ist nun das nächste vor des Fürsten Stuben; da sind die jungen Herzoge, Kammer-, Tisch- und andere Diener des Fürsten, wieder

herrlicher gekleidet, mit Perlen und anderen Geschmücken an ihren Kalpaken, dann so geht man in die Stuben, wo der Großfürst[1] sitzt, um eine Spanne höher als die andern, die auch darin sitzen: es saßen da zwei seiner Brüder, der eine an seiner rechten, der andre an der linken Hand, dazu eines tartarischen Königs Sohn, der getauft war; er hatte des Großfürsten Schwester zum Weib; der saß nach dem Bruder zur rechten Hand.[2] Sonst saßen viel Herzoge, dann die Räte und Amtleute rundherum in der Stuben, die alle stunden auf, wie ich hineinging; außerhalb des Fürsten, seiner Brüder und seines Schwagers.

Als ich nun nach gebührlich gezeigter Ehrerbietung bis hin zu dem Fürsten trat, stund ein Schemel anderthalb Spannen hoch von der Erden, ward mit Teppich bedeckt, da zeigt mir der Großfürst selbst mit der Hand und spricht: „Daher stehn neben den Schemel." Als ich den Gruß anhub zu sagen, sobald ich den Maximilian nennte, steht der Fürst auf und tritt über das Schemel, so er unter seinen Füßen hatte, und spricht: „Wie gesund ist unser Bruder Maximilian, erwählter römischer Kaiser und höchster König?" Als ich den gesund gelassen anzeigte, setzte er sich wieder nieder und hörte den Gruß ganz aus, und ich überantwortete den Kredenzbrief, dann spricht er: „Gib mir deine Hand; wie gesund bist du gereist?" Dazu gebührte sich zu sprechen nach ihrem Gebrauch: „Aus Barmherzigkeit Gottes und deinen Gnaden gesund; Gott geb, daß dein Gnad lang in Gesund sein!" Dann heißt er mich sitzen, bald darauf ruft er den Tulmätzsch und sagte ihm was Heimliches, der spricht

[1] Wassili III. Iwanowitsch (1505–1533). Er hatte drei Brüder, Jury, Andrej und Ssemen. – [2] Er hieß Peter, vor der Taufe Codaiculu, Bruder des Kasanschen Khans Alega, der mit seiner ganzen Familie in Rußland gefangengehalten wurde.

dann zu mir in geheim: was ich zu sagen hab, das könnte ich tun; also stund ich auf und sagte mein Werbung. Man ließ mich stets stehn, der Tulmätzsch nahm über zwei oder drei Wort nicht an zu tulmätzschen; darnach mußt ich wieder sitzen. Spricht der Fürst: „Sigmund, du wirst mein Brot mit mir essen." Etliche waren verordnet, die meinen Vettern vom Thurn auch zum Tisch luden, nachher ließ mir der Fürst durch den Tulmätzsch sagen, in ein andres Zimmer zu gehn; als wir dahin kamen, waren wieder andere verordnet, die meine Diener zu Tisch luden, währenddessen waren die Tafeln bedeckt und das Essen bereitet, und wir erfordert. Der Fürst saß, seine Brüder und der Schwager und auch die Räte, wie sie im Rat gesessen waren, nur daß die Räte gegeneinander saßen, und die Gebrüder so entfernt vom Fürsten, als er einen wohl erreichen konnte.

Gegen dem Fürsten über stund auch ein lange Tafel, die man für mich und meine Leut geordnet, doch so, daß überall ein Moskowiter gegen der unsern einen über saß, mein Vetter durfte auch nit ganz an mich, sondern etwas hintansitzen. Auf den Tischen stunden, allweg zu vieren, etliche guldene Geschirr, darin Essig, Pfeffer und Salz, die ohn Unterlaß am Tisch stehn. Der Fürst und die andern all saßen, wie ich hineinging; jedermann außerhalb des Fürsten und seiner Brüder und seines Schwagers stunden auf, der Fürst zeigt mir selbst mit der Hand, wo ich sitzen soll, und danach mußt ich mich gegen den Fürsten und hernach allen denen, so aufgestanden waren, mit dem Kopf neigen und Dank sagen. Dann so ruft der Fürst den Tischdiener und gibt ihm drei Schnitten Brots, die nach längs geschnitten vor ihm lagen; gibt sie dem auf die flach Hand und befiehlt ihm, sie dem Sigmunden, unseres Bruders Maximilian erwählten römischen Kaiser und höchsten Kunigs Boten, zu geben. Der geht zu mir und ruft dem Tulmätzsch, der ohne Unterlaß vor dem Tisch steht,

und spricht laut: „Sigmund, der groß Herr Basilius, Kunig und Herr aller Reußen und Großfürst tut dir die Gnad und schickt dir das Brot von seinem Tisch." Solches mußt der Tulmätzsch alles nachreden; so nimm ich das Brot, legs vor mich nieder und neig mich gegen den Fürsten und andern alle, die mit mir aufstunden, damit zu danken. Alsdann bracht man die Speisen: etliche gebratene Schwanen, der man zween oder drei vor den Fürsten setzte; darein stach er, vielleicht zu versuchen, welcher der mörder war. Dann schuf er wieder aufzuheben, und gingen alle damit zu der Tür hinaus. Daselbsten hat man die zerlegt und allemal zween Flügel und zwei Dichel [Schenkel] in ein klein Schüssel gelegt; der hat man viel bracht, vor den Fürsten fünf oder sechs gesetzt, darnach vor die Brüder, Räte und dann vor mich. Was die Grippen und Stoß [Rippen] gewest, hat man den andern, so auch in der Stuben saßen, vorgesetzt.

Der Fürst ißt je einen Bissen aus einer Schüssel, gibts alsdann einem seiner Brüder oder seinem Schwager, auch seinen obersten Räten; und dann zu mir geschickt, wie vorhin mit dem Brot; dergleichen Umschickung ist ihr Willen gewest, also hat jedermann müssen aufstehn, den andern zu Ehren, daß ich ganz müd und machtlos in Knien bin geworden. Es währte an vier oder fünf Stund.

So dann das Mahl ein Ende hatte, ließ man mich aufstehn, zeigt der Fürst mit der Hand, daß ich mein Weg nehmen soll, und ward mit denen, so mich brachten, wieder heimbegleitet, und dann bracht man viel Trank und Silber-Assach[1]; da setzten sie sich zu mir und wollten mich ganz antrinken, wiewohl ich zuviel hatte trunken, doch noch bei Vernunft. Als ich ihnen sagt, ich könnte fürwahr nit mehr, wäre ganz voll, so verließen sie mich.

[1] Assach: Gefäß.

Ein Spruch Herrn Walthers von der Vogelweide

Ob ieman spreche der nû lebe,
daz er gesæhe ie grœzer gebe,
als wir ze Wiene haben durch êre enpfangen?
man sach den jungen fürsten geben
als er niht langer wolte leben.
dâ wart mit guote wunders vil begangen.
man gap dâ niht bî drîzic pfunden:
silber alse ez wære funden
gap man hin und rîche wât,
ouch hiez der fürste durch der gernden hulde
die malhen sam den stellen læren,
wan ors, als ob ez lember wæren,
vil maneger dan gefüeret hât.
ez'n galt dâ nieman sîner alten schulde:
daz was ein minneclîcher rât.

Johann Senn: Der Tiroler Adler

Adler! Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht, ich sitze
Am First der Ortlerspitze,
Da ists so sonnenrot,
Darum bin ich so rot.

Adler! Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht, ich koste
Von Etschlands Rebenmoste,

Der ist so feuerrot,
Darum bin ich so rot.

Adler! Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Ei nun, das macht, mich dünket,
Weil Feindesblut mich schminket,
Das ist so purpurrot,
Darum bin ich so rot.

Adler! Tiroler Adler!
Warum bist du so rot?
Vom roten Sonnenscheine,
Vom roten Feuerweine,
Vom Feindesblute rot,
Davon bin ich so rot.

Kaiser Franz Joseph: An meine Völker

Der König von Italien hat Mir den Krieg erklärt. Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreiche Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden.

Nach einem Bündnis von mehr als dreißigjähriger Dauer, währenddessen es seinen Territorialbesitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat Uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen.

Wir haben Italien nicht bedroht, sein Ansehen nicht geschmälert, seine Ehre und seine Interessen nicht angetastet; Wir haben Unseren Bündnispflichten stets getreu entsprochen und ihm Unseren Schirm gewährt, als es ins Feld zog.

Wir haben mehr getan: als Italien seine begehrlichen Blicke über Unsere Grenzen sandte, waren Wir, um das Bündnisverhältnis und den Frieden zu erhalten, zu großen und schmerzlichen Opfern entschlossen, zu Opfern, die Unserem väterlichen Herzen besonders nahegingen.

Aber Italiens Begehrlichkeit, das den Moment nützen zu sollen glaubte, war nicht zu stillen.

Und so muß sich das Schicksal vollziehen.

Dem mächtigen Feinde im Norden haben in zehnmonatigem gigantischen Ringen und in treuester Waffenbrüderschaft mit den Heeren Meines erlauchten Verbündeten Meine Armeen siegreich standgehalten.

Der neue heimtückische Feind im Süden ist ihnen kein neuer Gegner.

Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custoza und Lissa, die den Stolz Meiner Jugend bilden, und der Geist Radetzkys, Erzherzog Albrechts und Tegetthoffs, der in Meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen Mir dafür, daß Wir auch gegen Süden hin die Grenze der Monarchie erfolgreich verteidigen werden.

Ich grüße Meine kampfbewährten, siegerprobten Truppen, Ich vertraue auf sie und ihre Führer! Ich vertraue auf Meine Völker, deren beispiellosem Opfermute Mein innigster väterlicher Dank gebührt.

Den Allmächtigen bitte Ich, daß er Unsere Fahnen segne und Unsere gerechte Sache in seine gnädige Obhut nehme.

Wien, am 23. Mai 1915.

Heim

Taueis an die Uferſchollen knattert,
Winterdämmrung ſchleiert, Nebel flattert.
Müde Arbeitsfelder, ſchlummertrunken,
Sind in lockre Flockenſtreu verſunken,
Und aus Schneegewölk und Windgebraus
Glänzt ein Stern ob meinem finſtern Haus.

Froſterſtarrt, vom Dunkel überlaſtet,
Holperwege bin ich heimgetaſtet,
Froh begrüßt an meines Hauſes Schwelle
Mich der Hunde witterndes Gebelle, –
Aus dem ſchemenhaften Eis und Weiß
Tret ich in der Lampe Lebenskreis.

Wie Muſik die Buchenſcheite knacken,
Roſig lachen meiner Liebſten Backen,
Märchenträume blühn, Legenden laden,
Wenn die Blicke ſich im Lichte baden,
Und kein Sommer wärmt ſo heimlich hold
Als des deutſchen Herdes Flammengold.

Almabfahrt

Abgemäht und abgemaht
Liegt die Schwaige, halb verſchneit,
Zeitloſ' nur kredenzt noch fahl
Gift im Kelche von Opal.
Talher geben Laut die Bracken,

Laubreis rieſelt leis herab,
Spreitet goldne Purpurlaken
Übers frühe Sommergrab.

Silbern ſich die Weide bauſcht,
Wenn vom Joch der Sturmſtoß rauſcht,
Graues Kaſermännlein hüpft
Übern Almzaun flink und ſchlüpft
Auf dem Fuß dem letzten Sennen
Noch zur Gadentür hinein, —
Froſtgeſengte Lärchen brennen
Rot wie Fegefeuerſchein.

Tirol ungeteilt!

Hinüber von des Ortlers Gletſcherthron
Zum Gartenſee, drin ſich der Waldberg ſpiegelt,
Und zu der Marmoleda Eisbaſtion
Hat die Natur das rhätiſche Land verriegelt.
Verflucht der Wicht und bis zum Tod geſchmäht,
Der Gottesgrenzen leugnet und verrät!

Die dunklen Tannentäler, eisumſchient,
Hüten vom Berner Dietrich Sang und Märe,
Gaißmair und Andre Hofer ſtand vor Trient,
Venedigs Leu entfloh der Heldenwehre
Auf Kallians Feld. Zweitauſend Jahre ſehn
Als *ein* Volk uns durch die Geſchichte gehn.

O tiefe Schmach, daß es Tiroler ſind,
Die um die Gnaden fremden Volkstums betteln,
Verblendete, für Ruhm und Schönheit blind,

Die gegen ihre Heimat Ränke zetteln.
Ob deutsch, ob welsch der Sprache Laut erklingt:
Es ist das Blut, das uns zusammenzwingt!

Erglüh noch einmal, heiliger Ahnengeist,
Frühling des Zorns, laß alle Herzen brennen!
Vor Trug und Haß das Alpenland zerreißt;
Lerne die Welt ein Gottesurteil kennen.
Der letzte Berghirt steig zum Kampf herab:
Tirol sei Freiland oder unser Grab!

Andreas Hofers Abschiedsbrief gerichtet an seinen Freund Pühler

Liebster Herr Bruder!

Der göttliche Willen ist es gewesen, daß ich hab müssen hier in Mantua mein Zeitliches mit dem Ewigen verwechseln. Aber Gott sei Dank für seine göttliche Gnade. Mir kommt vor, wie wenn ich zu was anderem hinausgeführt würde. Gott wird mir auch die Gnade verleihen bis zum letzten Augenblick; damit ich hinkommen kann, wo sich meine Seele mit allen Auserwählten ewig erfreuen wird und wo ich für alle bei Gott bitten werde, besonders für die ich am meisten zu bitten schuldig bin, auch für Sie und Ihre liebe Frau. Alle guten Freunde sollen für mich beten und mir aus den heißen Flammen helfen, wenn ich noch im Fegfeuer büßen muß.

Die Seelengottesdienste soll die Liebste mein zu St. Martin halten lassen. Den Verwandten soll beim Unterwirt Suppe und Fleisch gegeben werden samt einer Halben Wein.

Das Geld, so ich bei mir gehabt, habe ich den Armen aus-

geteilt. Die Wirtin ſoll mit den Leuten abrechnen ſo redlich, als ſie kann, damit ich nichts zu büßen habe.

Lebet alle wohl, bis wir im Himmel zuſammenkommen und dorten Gott loben ohne Ende.

Alle Paſſeirer und Bekannten wollen mir im Gebet eingedenk ſein, und die Wirtin ſoll nicht gar zu viel Kummer haben; ich werde für ſie alle bei Gott bitten.

Adie, du ſchnöde Welt, ſo leicht kommt mir das Sterben vor, daß mir nicht einmal die Augen naß werden.

Geſchrieben um 5 Uhr in der Früh; um 9 Uhr reiſe ich mit Hilf aller Heiligen zu Gott.

Mantua, den 20. Februar 1810.

Dein im Leben geliebter Andre Hofer
vom Sand in Paſſeier.

Im Namen des Herrn will ich die Reiſe unternehmen.

Joſeph von Eichendorff: Der Tiroler Nachtwache

1810

In ſtiller Bucht, bei finſtrer Nacht,
Schläft tief die Welt im Grunde,
Die Berge rings ſtehn auf der Wacht,
Der Himmel macht die Runde,
Geht um und um,
Ums Land herum,
Mit ſeinen goldnen Scharen
Die Frommen zu bewahren.

Kommt nur heran mit eurer Liſt,
Mit Leitern, Strick und Banden,

Der Herr doch noch viel ſtärker iſt,
Macht euern Witz zuſchanden.
Wie wart ihr klug! –
Nun ſchwindelt Trug
Hinab vom Felſenrande –
Wie ſeid ihr dumm! o Schande!

Gleichwie die Stämme in dem Wald
Wolln wir zuſammenhalten,
Ein feſte Burg, Trutz der Gewalt,
Verbleiben treu die alten.
Steig, Sonne, ſchön!
Wirf von den Höhn
Nacht und die mit ihr kamen,
Hinab in Gottes Namen.

Paſſeirer Landſturm

Auf, auf ihr Tiroler!
Jetzt kommt jene Stund!
So macht euch friſch auf,
Sonſt gehn wir zugrund!
Es laßt uns jetzt rufen
Ein bartiger Mann,
Weil er von dem Kaiſer
Die Nachricht bekam.

Der neunte April,
Der iſt jener Tag,
An dem uns der Kaiſer
Sein Hilf bietet an.

Er laßt uns ansagen
Durchn Wirt an dem Sand,
Daß er uns woll helfen
Erretten das Land.

So gehn wir jetzt alle
Mit christlichem Mut
Und wollen zerstören
Die höllische Brut.
So fliehen wir hin
Zu dem liebvollen Gott.
Er wird uns gwiß helfen
Aus der gfahrvollen Not.

So gehn wir jetzt eilends,
Stelln uns vor den Feind,
Gott helfe uns siegen,
Beschütz unsre Leut.
Viel nehmen wir gfangen,
Viel schießen wir zu tot,
Das habn wir zu danken
Dem liebvollen Gott.

Jacob Burckhardt: Über den Staat

Der Großstaat ist in der Geschichte vorhanden zur Erreichung großer äußerer Zwecke, zur Festhaltung und Sicherung gewisser Kulturen, die sonst untergingen, zur Vorwärtsbringung passiver Teile der Bevölkerung, welche, als Kleinstaat sich selbst überlassen, verkümmern würden, zur ruhigen Ausbildung großer kollektiver Kräfte.

Was den Staat nach innen betrifft, so ist er nicht entstanden durch Abdikation der individuellen Egoismen, sondern er ist diese Abdikation, er ist ihre Ausgleichung, so daß möglichst viele Interessen und Egoismen dauernd ihre Rechnung dabei finden und zuletzt ihr Dasein mit dem seinigen völlig verflechten.

*

Es ist eine Ausartung und philosophisch-bureaukratische Überhebung, wenn der Staat direkt das Sittliche verwirklichen will, was nur die Gesellschaft kann und darf.

Wohl ist der Staat die „Standarte des Rechts und des Guten", welche irgendwo aufgerichtet sein muß, aber nicht mehr. Die „Verwirklichung des Sittlichen auf Erden" müßte tausendmal scheitern an der innern Unzulänglichkeit der Menschennatur überhaupt und auch der der Besten insbesondere. Das Sittliche hat ein wesentlich anderes Forum als den Staat; es ist schon enorm viel, daß dieser das konventionelle Recht aufrecht hält. Es wird am ehesten gesund bleiben, wenn er sich seiner Natur als Notinstitut bewußt bleibt. Die Wohltat des Staates besteht darin, daß er der Hort des Rechtes ist. Die einzelnen Individuen haben über sich Gesetze und mit Zwangsrecht ausgerüstete Richter, welche sowohl die zwischen Individuen eingegangenen Privatverpflichtungen als auch die allgemeinen Notwendigkeiten schützen — weit weniger durch die wirklich ausgeübte Gewalt, als durch die heilsame Furcht vor ihr. Die Sekurität, deren das Leben bedarf, besteht in der zuversichtlichen Betrachtung, daß dies auch in der Zukunft geschehen werde, d. h. daß man nie mehr nötig haben werde, innerhalb des Staates, solange derselbe überhaupt besteht, gegeneinander zu den Waffen zu greifen. Der Staat hat weiter zu verhindern, daß sich die verschiedenen Auffassungen des „bürgerlichen Lebens" an den Haaren nehmen. Er soll

über den Parteien stehen, freilich sucht jede Partei sich seiner zu bemächtigen, sich für das Allgemeine auszugeben.

Adalbert Stifter: Böhmerwaldlandschaft

An der Mitternachtseite des Ländchens Österreich zieht ein Wald an die dreißig Meilen lang seinen Dämmerstreifen westwärts, beginnend an den Quellen des Flusses Thaya und fortstrebend bis zu jenem Grenzknoten, wo das böhmische Land mit Österreich und Bayern zusammenstößt. Dort, wie oft die Nadeln bei Kristallbildungen, schoß ein Gewimmel mächtiger Joche und Rücken gegeneinander und schob einen derben Gebirgsstock empor, der nun von drei Landen weithin sein Waldesblau zeigt und ihnen allerseits wogiges Hügelland und strömende Bäche absendet. Er beugt, wie seinesgleichen öfter, den Lauf der Bergeslinie ab, und sie geht dann mitternachtwärts viele Tagereisen weiter.

Der Ort dieser Waldesschwenkung nun, vergleichbar einer abgeschiednen Meeresbucht, ist es, in dessen Revieren sich das begab, was wir uns vorgenommen zu erzählen ... Möchte es uns gelingen, nur zum tausendsten Teile jenes schwermütig schöne Bild dieser Waldtale wiederzugeben, wie wir es selbst im Herzen tragen seit der Zeit, als es uns gegönnt war, dort zu wandeln und einen Teil jenes Doppeltraumes dort zu träumen, den der Himmel jedem Menschen einmal und gewöhnlich *vereint* gibt, den Traum der Jugend und den der ersten Liebe. Er ist es, der eines Tages aus den tausend Herzen *eines* hervorhebt und es als unser Eigentum für alle Zukunft als einzigstes und schönstes in unsere Seele prägt, und dazu die Fluren, wo es wandelte, als ewig schwebende Gärten in die dunkle, warme Zauberphantasie hängt!

Wenn sich der Wanderer von der alten Stadt und dem Schlosse Krumau, dieser grauen Witwe der verblichenen Rosenberger, westwärts wendet, so wird ihm zwischen unscheinbaren Hügeln bald hier, bald da ein Stück Dämmerblau hereinscheinen, Gruß und Zeichen von draußen ziehendem Gebirgslande, bis er endlich nach Ersteigung eines Kammes nicht wieder einen andern vor sich sieht, wie den ganzen Vormittag, sondern mit eins die ganze blaue Wand, von Süd nach Norden streichend, einsam und traurig. Sie schneidet einfärbig mit breitem, lotrechtem Bande den Abendhimmel und schließt ein Tal, aus dem ihn wieder die Wasser der Moldau anglänzen, die er in Krumau verließ; nur sind sie hier noch jugendlicher und näher ihrem Ursprunge. Im Tale, das weit und fruchtbar ist, sind Dörfer herumgestreuet, und mitten unter ihnen steht der kleine Flecken Oberplan. Die Wand ist obgenannter Waldesdamm, wie er eben nordwärts beugt, und daher unser vorzüglichstes Augenmerk. Der eigentliche Punkt aber ist ein See, den sie ungefähr im zweiten Drittel ihrer Höhe trägt.

Dichte Waldbestände der eintönigen Fichte und Föhre führen stundenlang vorerst aus dem Moldautale empor, dann folgt, dem Seebache sacht entgegensteigend, offenes Land; — aber es ist eine wilde Lagerung zerrissener Gründe, aus nichts bestehend als tiefschwarzer Erde, dem dunklen Totenbette tausendjähriger Vegetation, worauf viele einzelne Granitkugeln liegen, wie bleiche Schädel von ihrer Unterlage sich abhebend, da sie vom Regen bloßgelegt, gewaschen und rund gerieben sind. — Ferner liegt noch da und dort das weiße Gerippe eines gestürzten Baumes und angeschwemmte Klötze. Der Seebach führt braunes Eisenwasser, aber so klar, daß im Sonnenscheine der weiße Grundsand glitzert wie lauter rötlich heraufflimmernde

Goldkörner. Keine Spur von Menschenhand, jungfräuliches Schweigen.

Ein dichter Anflug junger Fichten nimmt uns nach einer Stunde Wanderung auf, und von dem schwarzen Samte seines Grundes herausgetreten, steht man an der noch schwärzern Seefläche.

Ein Gefühl der tiefsten Einsamkeit überkam mich jedesmal unbesieglich, sooft und gern ich zu dem märchenhaften See hinaufstieg. Ein gespanntes Tuch ohne eine einzige Falte, liegt er weich zwischen dem harten Geklippe, gesäumt von einem dichten Fichtenbande, dunkel und ernst, daraus manch einzelner Urstamm den ästelosen Schaft emporstreckt, wie eine einzelne altertümliche Säule. Gegenüber diesem Waldbande steigt ein Felsentheater lotrecht auf, wie eine graue Mauer, nach jeder Richtung denselben Ernst der Farbe breitend, nur geschnitten durch zarte Streifen grünen Mooses und sparsam bewachsen von Schwarzföhren, die aber von solcher Höhe so klein herabsehen wie Rosmarinkräutlein. Auch brechen sie häufig aus Mangel des Grundes los und stürzen in den See hinab; daher man, über ihn hinschauend, der jenseitigen Wand entlang in gräßlicher Verwirrung die alten, ausgebleichten Stämme liegen sieht, in traurigem, weißleuchtendem Verhack die dunklen Wasser säumend. Rechts treibt die Seewand einen mächtigen Granitgiebel empor, Blöckenstein geheißen; links schweift sie sich in ein sanftes Dach herum, von hohem Tannenwald bestanden und mit einem grünen Tuche des feinsten Mooses überhüllet.

Da in diesem Becken buchstäblich nie ein Wind weht, so ruht das Wasser unbeweglich, und der Wald und die grauen Felsen und der Himmel schauert aus seiner Tiefe heraus, wie aus einem ungeheuern schwarzen Glasspiegel. Über ihm steht ein Fleckchen der tiefen, eintönigen Himmelsbläue. Man kann hier tagelang

weilen und sinnen, und kein Laut stört die durch das Gemüt sinkenden Gedanken, als etwa der Fall einer Tannenfrucht oder der kurze Schrei eines Geiers.

Oft entstieg mir ein und derselbe Gedanke, wenn ich an diesen Gestaden saß: — als sei es ein unheimlich Naturauge, das mich hier ansehe — tiefschwarz — überragt von der Stirne und Braue der Felsen, gesäumt von der Wimper dunkler Tannen — drin das Wasser regungslos, wie eine versteinerte Träne.

Otokar Březina: Meine Mutter

Aus dem Tschechischen übertragen von Emil Saudek

Durchs Leben schritt die Mutter hin wie graue Büßerinnen,
Ihr Tag hatte nicht Blüten, nicht des Lenzes Herrlichkeiten,
Nur dürre Lebensfrucht, mit unerquickten Sinnen,
Die wie nach Asche schmeckt, pflückt sie vom Baum der Zeiten.

Der Armut grimmer Staub fleckte den Schmelz der Wangen
Und trieb der Tränen Schwall auf die entzundnen Augen,
Sandte auf ihren Weg des Wüstenwindes Bangen
Und wölbt ihr ein Asyl aus Schutt und Lauge.

Der düsteren Jahre Bürde krümmte ihren Rücken,
Der Arbeit Glutenstift versengt' der Nerven Frische,
Sie küßte ihren Tod, und als sein Schwert er zückte,
Sprach sie nur heißen Dank fürs Brot vom Lebenstische.

Auf feuchten Flies der Dome sank sie nieder in Gebeten,
Im Duft von Grabeskerzen und bei der Orgel Klängen,
Den Perlentau des Trostes, die Flucht aus Lebensnöten,
In ihrer Seele Kelch noch brünstiger zu drängen.

O Mutter mein, heute zu Licht geſtaltet,
Du goldner Pfeil zum Brennpunkt abgeſchnellt
Ewig flammender Geheimniſſe! Dein Nam iſt ausgeſchaltet
Aus unſeres Schalles Wellen, doch mir bleibſt du treu geſellt.

Die bleiche Todesblüte bin ich deines Blutes,
Die deiner Tränen Naß erſchuf und knoſpen hieß,
Du haſt mir eingeküßt des herben Lebensmutes
Ererbtes Erbſchaftsſtück, der Seele Bitternis.

Wenn grüne Mitternacht auf ſtillen Pfaden blinkt,
Erhebſt du dich vom Grab und nahſt dich meiner Schwelle,
Der Rhythmus deines Hauchs in meinem Atem klingt,
Und deine Klage ſchwingt in meiner Stimme Welle.

In meinen Adern quillt die Wärme deines Leibes,
Und deiner Augen Glanz erſtrahlt in meinen Blicken,
Des Wunderbaren Schauer, der Zunder deines Glaubens,
Verzehrt nun meinen Geiſt in flammendem Entzücken.

Und grau, wie einſtens dir, die Tage mir verrinnen,
Mein Tag hat keine Blüten, nicht des Lenzes Herrlichkeiten,
Nur dürre Lebensfrucht, mit unerquickten Sinnen,
Umweht von deinem Hauch, pflück ich vom Baum der Zeiten.

Stefan Zweig: Otokar Březina

Aus nächſter Nähe und doch nach unendlicher Reiſe kommt zum erſten Male ein Buch Otokar Březinas zu uns. Und war mir erlauchteſtes Beiſpiel für die enge, begrenzte Wirkung der Sprache und die ſiegreiche, ſtarke, Grenzen und geiſtige Welten kühn überbrückende Kraft des dichteriſchen Gedankens.

Enge, begrenzte Welt der Sprache: wo fühlte man sie besser als an diesem Beispiel? Da ist in Österreich ein Dichter, ein Großer unserer Zeit. Drei Stunden von Wien lebt er als Schulmeister in einem kleinen tschechischen Ort. In einer engen Stube entstehen dort Gedichte, teilhaftig unserer innersten, vielleicht lange noch nicht bewußten Gefühle, trächtig der unausgesprochenen neuen Gedanken, die in geheimnisvoller Gleichzeitigkeit bei allen Nationen Europas in einem Augenblick lebendig sein werden. Und wir wissen nichts von ihm. Kaum seinen Namen, in flüchtiger Welle eines Gespräches auffunkelnd und wieder verrauscht zu den so vielen Namen von anderen. Seine Gedichte sind seit Jahren gedruckt, fliehen aus der Einsamkeit dichterischer Klause zu den wenigen, erhellen mit ihren brennenden Zeilen unerschlossene Abgründe des Gefühles, scharen einen engen Kreis um diesen Namen, dieses Werk. Ein Buch wird vielleicht hergetragen zu uns, aber die fremde Sprache siegelt es zu, verschließt es zu untätigem stumpfen Dasein, tot ist uns das Werk eines, der in unserer Zeit, in unserer Nähe — drei Stunden weit — lebt. Tragisches Gefängnis der Sprache!

Und dann: wunderbare siegende Kraft des dichterischen Gedankens, mit großen rauschenden Flügeln hinschwebend über alle Grenzen, Sprache über den Sprachen. Einer mußte nur kommen, nicht einmal ein Gewaltiger, ein Dichter oder Zauberer des Wortes, nur ein Ergriffener, ein Getreuer. Noch sind die Verse nicht ganz deutsch und sicherlich nicht ganz dichterisch-deutsch, und schon entziffern sich die Runen. Aus einem leeren Namen rauscht eine Sinfonie, der enge Kerker der Sprache ist gesprengt, Horizonte mit neuen Sternbildern und rätselhaften Fernen blauen über der gesunkenen Mauer. Und wir wissen, daß Březina einer der Großen in Österreich ist. Wunderbare siegende Kraft des dichterischen Gedankens, der zuerst die eigene

Sprache beſiegt und dann in allen Sprachen wie in heimiſchem Zelte Heimſtätte und Heimat hat!

Březina iſt nicht für die Vielen. Dunkelheit lagert über ſeinem Werk. Weil er das Letzte will. Er iſt nicht Dichter des Hauſes, des Ackers, der Städte, der Heimat. Nicht einmal wie die Selteneren ein Dichter Europas, ein Dichter der ganzen Erde. Ihm iſt die Erde „nur eine der ärmſten unter den Schweſtern im Weltenall", Frühling und Herbſt, der Umſchwung der Jahreszeiten — ewiges Motiv der Dichter — ihm nur ein Atemzug im kosmiſchen Kreisgang, Leid und Luſt des Einzigen kein Hauch auf dem Spiegel des All, der Menſch nichts als ein unſichtbares verſtäubendes Molekül im Weltgefühl. Sein Blick, ſein „ſterngekehrter geiſtiger Blick" ſpäht nach den ewigen Fragen. Darum dies ringende Dunkel in ſeinen Verſen. Wie im Teleſkop mit der Vergrößerung der Entfernung die Lichtſtärke leidet, ſo ſickert bei den Dichtern, die nach den letzten, fernſten Fragen lugen, das Dunkel in ihre Worte. Was an Ausblick gewonnen wird, leidet Einbuße an Helligkeit. So feurig, ſo farbig die Viſionen Březinas ſind, ſo ſehr alle Abbilder des Lebens als Symbole darin funkeln — das Dunkel liegt immer wuchtend unter ihnen, wie der ſchwarze Schlaf unter der dünnen, leuchtenden Decke des Traumes. Manchmal ſchlägt das Dunkel durch die Farben, ſchwächt ſie ab, das Unausſprechliche mengt ſich in das Geſprochene, und dann iſt myſtiſche Dämmerung in den Strophen mit dem leiſen Geleucht bunter Kirchenfenſter. An die religiöſen Myſtiker des Mittelalters muß man denken, und wirklich von dieſem ſchwerblütigen böhmiſchen Katholizismus kommt dieſe Dichtung her, deutlich weiſend, daß die rote Flamme des Huſſitenaufruhrs in den Seelen noch nicht erloſchen iſt. Nur aus der myſtiſchen Gläubigkeit von

Vätern und Vorvätern wachsen solche Strophen, die im letzten nichts sind als sublimierter religiöser Trieb, brennendes Verlangen nach einer neuen Aussöhnung mit Gott. Durch alle großen slawischen Dichter unserer Zeit flackert diese mystische Flamme: es ist, als ob das Volk, das, während Luther in Deutschland die Religion umschuf, zur Untätigkeit verdammt war, nun auch eine neue Religion, ein neues Christentum gebären wollte. Alle großen slawischen Dichter haben diesen Traum geträumt, und die Träume der Dichter haben prophetische Kräfte. Aber nicht Gogol, nicht Dostojewski und nicht Tolstoi haben ihre Sehnsucht in ein Symbol geprägt. Und auch in Březina ist nur eine individuelle Aussöhnung, und noch kein neuer Glaube, der vertausendfacht von den Kanzeln klingen könnte, Gebete werden aus dem Gedicht. Noch ist sein lyrisches Werk nicht ganz Schöpfung; der siebente Tag ist ihm noch nicht angebrochen, noch schwingt das Chaos und seine Wirrnis mit. Orphischer Urklang tönt darin nach. Von Urwalddunkeln sprechen diese Träume, streifen von den kalten kristallenen Zonen der Pole zu den sengenden Mittagen der Tropen, ein rauschendes Meer schmerzhafter Ekstasen und neuer Harmonien. Schwül ist die Vegetation der Bilder, elektrisch geladen die Luft und wie von Blitzen geädert: Glanz und Dunkelheit der Hymnen und Bücher der großen Mystiker ist hier erneut.

Aber in diesem Ringen ist ein Neues und Fremdes. Ein rotes Licht durchschimmert die ringenden Nebelmassen wie ein aufsteigender Sonnenball, der Helligkeit bringen will und die Klarheit des reifen Mittags. Die Mystik Březinas ist keine einsame Zwiesprache mit Gott, wie die der großen Deutschen des Mittelalters; ihn versucht — wie Dostojewski, wie Tolstoi — das Geheimnis der menschlichen Beziehung, das Rätsel der demütigen und brüderlichen Menschen und der Traum ihrer

Erlösung. Ein Tropfen rotes Blut, fällt der soziale Gedanke unserer Tage in sein Sinnen, wie er

„den Rundgesang der Wasser, Sterne und Herzen, und in seinen Strophen,
In Intervallen, melancholischen Kadenzen, den Dithyrambus der Welten"

zu erlauschen sucht. Der Sturm der apokalyptischen Visionen, die glühenden Ekstasen der unsichtbaren Sternwelten werden plötzlich matt:

„Und auf allen Glanz meines Traumes, auf der Flammennacht Prangen
Vergaß ich beim Anblick der Hände der Brüder, der kampfmüden, bangen.
Rasseln mystischer Fesseln erdonnerte in meinen Träumen und Schmerzen,
In ihrem ewigen Takte hört ich Musik, Millionen von Herzen,
Millionen Herzen, wie Sterne getrennt voneinander, wie Sterne entfremdet
Geheimnisvoll nacheinander sich sehnend, den Blick in Frost und Dunkel gewendet."

Und aus diesem Gedanken der blind sich suchenden Hände formt sich dem Aufhorchenden eine neue, eine beruhigende und erhebende Anschauung des Lebens. In der Nähe der Menschen ist eine ungeheure Entfremdung, unverständlich für den, der überall nur Zusammenschluß, überall nur eine strömende, aus einem einzigen Herzen aufpochende Gemeinsamkeit sieht. „Unser Begegnen ist ein Fernesein, unser Fernesein eine Begegnung." Auch in dem anscheinend unvermittelten Nebeneinandersein all dieser schaffenden, betenden, ruhenden, selbst der hilflosen und zerbrochenen Hände muß eine verborgene Welle sein, die sie gleichem Ziele entgegenführt. Eine magische Kette muß es sein,

die durch die Kraft der Liebe das sonst zersplitternde Weltall zusammenhält. Überall wirken ja diese Hände einander fremd „bei allen Amboßen, Webstühlen, Pressen, Steinbrüchen, unterirdischen Schächten, auf Bauplätzen der Pharaonen, im dämonischen Kreisen der Räder, der Hebel, der Schlegel, der über den Köpfen sausenden Hämmer, auf Schlachtfeldern, in Sternwarten, Lehrsälen, Lazaretten, Laboratorien, in den Werkstätten der Meister." Tausendfach formen sie sich, werden

„wahnsinnige Hände des grimmen Jägers
In der Hetzjagd der Elemente, vom Fluche getroffene Hände des halbnackten Sklaven
Bei den scharlachnen Essen der Arbeit! Im Händefalten der Andacht, vom Schlage des Blitzes
Wie Sand zusammengeschweißte Hände des Überwundenen. Und tränengewaschene,
Leuchtende, von Gluten überfließende, von stets blutenden Stigmen der Liebe
Gezeichnete! Magische, heilende, durch Berührung der Stirnen Gedanken der Brüder lesende,
Königliche, schenkende! In himmlisches Wiegen einlullende!
Ätherisch gewordene wie das Licht und zum Obst mystischer Bäume hin
Sich verlängernde, durch des Kosmos Reich bis ins Unendliche!"

Aber immer sind sie in unbewußter Gemeinsamkeit tätig und wirken den glorreichen Teppich der Welt. Und wo die einen wegstarben, greifen die andern ein, ihre brüderliche Tat ist das Geschehen der Welt. Die Lebenden sind nur ein flüchtiges Glied des ewigen Reigens, ein Übergang,

„und im Anwehn der Winde, in erlöschenden Sinnen
Fühlen wir, wie unsere Kette, erfaßt von Händen höherer Wesen,

In eine neue Kette sich fügt in alle sternbesäten Räume
Und umklammert die Welt."

In diesem Gedanken, daß aller Hände Werk so emporschwinge in höhere reinere Welt, wo alles, was hier sich befeindete und bekriegte, brüderlich versöhnt sei, in dem Gefühl, daß jede Seele – hier nur ein zerstäubtes, gefangenes, verlorenes Molekül – ein Funken sei im Leuchten der Weltseele, hat Otokar Březina seine Befreiung von den „selbstgewollten Traurigkeiten" gefunden. Jede geistige Spannung und seelische Überreizung, die ihren Konflikt auf sich selbst beschränkt, führt zu einer Zerspaltung des Lebensgefühles: Befreiung, Erlösung vom eigenen Zerrissenheitsgefühl gibt nur die Übertragung, die Vision in die Welt hinein. So ist das Eigenschicksal projiziert in das ewige Geschehen, und „die Geschichte unserer Seelen sehen wir im Zauberspiegel von Millionen." Der früher schweigsam war, „starrend ins Dunkel des eigenen Blutes", hebt nun die Stimme zum Gesang. Freude wird dithyrambische Lust am Gefühl der Nichtverlierbarkeit, an der ewigen Zugehörigkeit am Weltgeschehen, Schmerz lindert sich zu leiser Unzulänglichkeitstrauer. Alles Eigene ist abgetönt, in den Spiegel der Seele tropfen die Abbilder der Sterne und machen das Dunkel silbern und beruhigt. Das Fieber der Visionen wird blasser.

„Und zarter stets, wie der Wasserfälle Rauschen im Gehör der Kranken,
Ergoß sich das Leid der Erde, der auf ewig verlorenen, in unseren Gedanken."

Leise, ganz leise sind nun die früher so unbändigen Gefühle:

„Stets freudiger unsere Trauer, stets schmerzlicher unser Lachen,
Stets zweideutiger die Antworten deiner Zeichen."

Alles schimmert nur empor wie aus der Tiefe eines Flußbettes, undeutlich und ohne Laut. Das große Schweigen, die letzte Harmonie ist nahe

„Und wir gelangen endlich in die kristallenen Hallen deiner Stillen
(Glücklich, wer sie betreten, glücklicher, wer nicht gefunden den Rückweg aus ihnen),
Und das ganze Geheimnis der schönen und schmerzvollen Erde
Zittert vor uns dort im Lichte deines vertraulichen Blicks."

Hier ist das verwirrte, unverständliche Leben des Tages harmonisiert, und aus den nun wie Harfen abgetönten Versen klingt jubelnd „der feurige Ton des endlich errungenen seraphischen Einklangs". Alle Erdschwere ist gesunken, aus dem schweren Schritt der Tage wird Tanz. Wird der große Dithyrambus des Lebens. „Süß ist das Leben" ist sein ekstatischer Schlußklang, und in glühender Folge rühmt der Dichter alles, was das Leben im höheren Sinne wert mache. „Um der unsichtbaren Gegenwart der Großen und Heiligen unseres Stammes" — süß ist das Leben. „Um der königlichen Dankbarkeit der Überwundenen willen", „um der erhabenen Ermattung der Baumeister willen" — süß ist das Leben! „Um der azurnen Himmel auch über den Inseln des vom Fluch des Aussatz Getroffenen" — „wegen des geheimnisvollen Wertes des Todes der Brüder, die für uns starben" — „wegen des prickelnden Glanzes und der Gefahren aller noch nicht durchsegelten Meere" — „wegen des Aufschreis des einsamen Herzens, wenn es auffauchzt aus seiner Angst, wie ein verirrter Vogel, der gefunden die brüderliche singende Menge" — „wegen des ewig glühenden, durstenden, einenden Strebens" — „wegen unserer mystischen Teilnahme an der Arbeit aller Eroberer" — süß ist das Leben! Zu hundert farbigen Ereignissen der Seele

klingt jubelnd die stürmische Bejahung. Und ergießt sich in den letzten heiligsten Jubelruf:

„Wegen der Ankunft des strahlenden, geheimnisumwobenen Menschen,
Der einzig in Millionen der Brüder, die waren, sind und sein werden,
Überwinder der Räume, der Herr verborgener Mächte,
Verändert die Erde vom Pole zum Pole nach deinem heiligen Willen
Und durch die Kraft des Gedankens, der von gehorsamen Sonnen
Lernte Leichtigkeit, Tänze und Lieder,
Sitz sich erobert in deinem geheimnisvoll waltenden Rate
Unter den Fürsten des Kosmos . . . ."

Süß ist das Leben!

Plötzlich, wenn lang schon vorbereitet, taucht diese chiliastische Verheißung auf, daß alles Leben nur Saat war für eine Ernte, für

„den einen Erlösten, den einzigen Menschen,
Den Steuermann geistiger Erde, der zu den Küsten deiner Geheimnisse steuert,
Gehorchend deinen heiligen Winden, hißt seine Segel, von Äonen gesponnen,
Und mit neuer Sprache, mächtig wie Sprache der Engel, rein wie Sprache der Kinder,
Deiner verborgenen Gärten Blüte benennt."

Und da klärt sich der Nebel der Sehnsucht. Die Gestalt eines neuen Christus ist wie eine Glorie über dem Werke des gläubigen Dichters. Die slawische Sehnsucht nach der neuen Religion, hier ist sie Sehnsucht nach einem neuen Erlöser, hier wie immer hat die tiefste Gläubigkeit der Religion einen schon

Abgewendeten geboren. Hat Christus voraus für die ganze Menschheit gelitten, so leiden hier alle für ihn, den neuen Erlöser, in dessen Händen alle Geheimnisse lauter sein werden und klar, die jetzt Angst, Schwermut und Verwirrung in die Seelen der Suchenden stürzen. Alle Hände, die für sich zu arbeiten scheinen, bauen unbewußt die Brücke, auf der er erscheinen soll. Alles Wirken ist nur Vorbereiten und Erwarten.

Und daher auch die einzige Demut dieses Dichters.

Er weiß, daß alles Mühen und selbst diese taumelnden Aufflüge noch kein Nahekommen sind, daß sein eigener Gesang nur ein Wort, eine Silbe der ewigen Zwiesprache stammelt, die die Dichter mit Gott führen. Aber dieser Untergang ist ihm nur Übergang. Er weiß sich Glied der ewigen Kette.

František Bílek hat sein Werk geschmückt. František Bílek. Auch sein Name ist wenig bekannt in Österreich, fehlt selbst in unserer Nationalgalerie moderner Kunst. Auch von seinem Werke kenne ich — wie von dem Otokar Březinas — nur einen Bruchteil: ein paar seiner religiösen Holzskulpturen und jenen unvergeßlichen „Sturz Böhmens" auf der Londoner österreichischen Ausstellung. Wunderbar und fast ohne Beispiel ist die Brüderlichkeit dieser beiden großen Künstler, die — fast restlos einander ergänzend — ernst, in strenger Gläubigkeit, eifrig und abgesondert in Böhmen ihrem Werk leben, unbehelligt vom Ruhm und unbehelligt vom Ehrgeiz, ihn zu erwerben. Geheimnisvoll reifen aus ihrem und dem Schweigen um sie Schöpfungen, die Zeugnisse der geistigen und bildnerischen Kräfte ihrer Nation sind, Zeugnisse von einer Kraft und künstlerischen Schönheit, wie man sie vordem bei dieser uns so nahen, uns so fremden Nation kaum kannte. Und die brennende Sehnsucht erregen, mehr von diesen — und vielleicht noch andern unbekannten — Meistern zu wissen. Niemand hat näher

zu ihnen als wir. Und ich weiß keinen Grund, warum wir ihnen nicht heute schon entgegengehen sollten, statt zu warten, bis die oft lange zögernde Welle des Weltruhms sie uns herüberbringt.

Adam Mickiewicz: Sonette aus der Krim

Übertragen von Arthur Rutra

Die Steppen von Akerman

Ich fuhr hinaus aufs dürre Meer der Steppe; gleich dem Kahn
zieht tiefe Furchen in der Halme Flut mein schwanker Wagen,
es rauscht das Gras, die Blumen hör ich an die Planken schlagen,
und wie Korallenriffe schließen Hecken mir die Bahn.

Es dunkelt, und kein Stein zeigt mir den Weg ins Weite an;
ich blick empor, ein banger Schiffer will die Sterne fragen —
dort ferne schimmern Wölklein, wills im weiten Osten tagen? . . .
Der Onjestr blinkt, dort drüben strahlt das Licht von Akerman.

Bleib stehn! . . . Wie ist es doch so still! . . . Die Vögel hör ich ziehn,
die nicht des kühnsten Adlers Flug vermag mehr zu erreichen,
ich hör den Schmetterling sich leise wiegen und entfliehn

und dort im feuchten Gras die Natter winden sich und schleichen . . .
Da halt ich atemlos mein trunken Ohr der Stille hin — —
hör ich der Heimat Ruf? . . . Fahr zu! Fahr zu! kein Laut, kein Zeichen . . .

Baktschisarai in der Nacht

Aus den Moscheen sieht man heimwärts schon die Frommen
eilen,
des Imams langgedehnter Ruf verhallt im Abendschweigen,
des Himmels keusches Rot verlischt, es will zur Ruh sich neigen,
im Silbermantel eilt die Nacht, beim Liebsten zu verweilen.

Im Himmelsharem gehen auf die Sterne, und in steilen
entfernten Höhn will einsam sich ein Wolkenstreifen zeigen,
und wie ein Schwan, die Schwingen goldumsäumt, im
Mondnachtreigen
gespenstisch weiß erscheint, will er die Weltenwogen teilen.

Die Schatten der Zypressen und der Minarette fallen
schon tiefer; dort die schwarzen Felsenriesen gleichen blinden
Dämonen, die im Dunkel hausen in des Eblis Hallen.

Bisweilen scheint auf jenen Gipfeln jäh ein Blitz zu zünden,
dann will das Leuchten sich zu einer Feuerkugel ballen,
um wie im Wüstenmeer der wilde Faris zu verschwinden.

Tschatyrdah

Mirza:

In scheuer Ehrfurcht küßt die Füße dir der Muselman,
gewaltger Tschatyrdah, du Mast am Krimschiff aufgestellt,
der Berge großer Padischah und Minarett der Welt!
Du flüchtest über alle Felsen weg dich himmelan

und thronst vor seinen Toren, weiß mit Wolken angetan,
wie Gabriel, der vor des Edens Gärten Wache hält;
dein Mantel ist der Wald, der über deine Schulter fällt,
in deinen Wolkenturban sticken Blitze ihre Bahn.

Stets bleibst du gleich; bei Sonnenglut, ob Nebel auch das Licht
verdüstern, Giaurenhand das Feuer an die Häuser legt,
Heuschreckenschwärme kommen – du ragst stumm und unbewegt;

der Welten und des Himmels Mittler, blickt dein Angesicht
herab auf Wolken und die Wesen, die die Erde trägt,
und lauschet dem, was Allahs Mund zu seiner Schöpfung
spricht.

Amos Comenius: Allgemeiner Weckruf

Mein Vorhaben ist, dem Menschengeschlechte sein ganzes und volles Heil zu zeigen; nachzuweisen, wie wir in tausend und tausend Irrtümer geraten, wenn wir dessen Grenzen übertreten, und wie wir zu unserer ursprünglichen Einfalt, Ruhe und Glückseligkeit kommen können. Ich unternehme das Größte, was es unter dem Himmel gibt, was alle Menschen betrifft, alle angeht, in jeder Hinsicht, hinsichtlich dieses und des zukünftigen Lebens. Daher muß ich mich selbst und andere dazu erwecken. Man weckt aber die Menschen, wenn sie zur Unzeit oder bei herantretender Gefahr oder mehr als gesund ist schlafen. Alle diese Umstände treffen bei der Menschheit zusammen und nötigen uns, sie auf alle Art aus ihrem Schlafe zu erwecken. Denn Gottes edelstes Geschöpf, der Mensch, in die Welt gesetzt zu den edelsten Zwecken, vergißt seines edelsten Teils und tut in nichts so wenig als in dem, wozu er hierher gesetzt ist. Ewiger, dich rufe ich zum Zeugen, daß ich mich seit Jahren geängstet habe, ob ich das hierüber von mir immer deutlicher Erkannte unterdrücken oder offen bekennen sollte: doch deine Kraft siegt in mir, dein Wille ist mächtig und zieht mich fort. O, wie wollte ich mit Moses (2. Mos. 32, 32) aus

dem Buche des Lebens getilgt sein, wenn ich durch diese Opfer für mein Volk, für die Menschheit die Gnade der allerbarmenden Güte erlangen könnte! — Der unglückliche Zustand, worin die Menschen sind, zwingt sie, auf Rettung zu denken und sich gesellig darüber zu beraten; und wenn wir uns nicht persönlich versammeln können, so können wir uns doch mit dem Gemüte vereinigen und uns schriftlich mitteilen.

Wir müssen auf den wahrhaft königlichen, göttlichen, öffentlichen, noch nicht versuchten Weg des Lichtes, des Friedens und der Eintracht zurückkehren, auf den Weg der Einheit, Einfachheit und Freiwilligkeit. Dieser Weg der Einheit oder Allgemeinheit, der allumfassende Weg, wird uns lehren, alles unter sich zu verbinden, was verbunden sein soll, das heißt: alles, in allen, auf alle Weise. Alles: — denn alles einzelne ist wesentlich zusammenhängend, und das einzelne zurückgelassene Verderben bleibt sonst als Same der Krankheit. In allen: — denn wir alle sind ein, in allen seinen Gliedern zusammenhängender Leib; unverbesserte einzelne Glieder würden dem Ganzen verderblich sein; und nur dann, wenn die Verbesserung alle Menschen umfaßt, kann der Parteigeist ausgerottet und die Harmonie aller hergestellt werden. Auf alle Weise: — denn wir müssen uns aller Mittel bedienen, um die Verbesserung auf einen allumfassenden und unerschütterbaren Grund zu erbauen.

Der Weg der Einfachheit wird uns lehren: daß keiner etwas bejahe, wenn es nicht offenbar wahr, noch etwas leugne, wenn es nicht offenbar falsch ist; daß jedermann nur das offenbar Gute billige und das offenbar Schlechte mißbillige; daß jeder nur das Notwendige, Mögliche und Ausführbare einsehe und unternehme. So werden wir, von dem Umfange unseres Lebenskreises nach dem Mittelpunkte gehend, uns sammeln und zuerst uns selbst erkennen, uns selbst regieren, vor uns selbst sicher-

ſtellen. Der Weg der Freiwilligkeit endlich ſucht zu erlangen, daß die Menſchen aus eigenem Antriebe das Wahre erkennen, das Gute wollen und das Rechte, das Nötige tun. Denn ſüß iſt das Licht und ergötzlich dem Auge, und die Freiheit kann nur dann der Menſchheit zuteil werden, wenn die Finſternis vor den Augen zerſtreut wird. Was immer nach den Grundſätzen der Einheit und Allgemeinheit und Einfachheit zuſammengeſetzt ſein möge, ohne die Freiwilligkeit würde es nur eine tote Maſchine ſein.

Wird aber dieſer neue Weg nicht den heutigen Philoſophien, den in Umlauf geſetzten Religionsbegriffen, den beliebten Staatsverfaſſungen zur Zerſtörung gereichen? Dieſer Weg führt nicht dazu, aufzuheben, ſondern alles zu vervollkommnen, zur Vereinigung des Wahren, des Guten, der Beſtrebungen. Etwas ſich leer einbilden, das lehrt keine Philoſophie; unfromm zu leben, lehrt und fordert kein Religionsbegriff; die menſchliche Ordnung zu ſtören, das bezweckt keine Staatsverfaſſung. Wenn wir alſo auf dem Grunde der allen Menſchen gemeinſamen Urbegriffe, Urtriebe und Urkräfte ein Ganzes des Wiſſenswerten, des Begehrungswürdigen und des Auszuführenden bilden, was ſollte von einem ſolchen die Philoſophie, die Religion, der Staat fürchten? Denn vom Wahren, Guten, Sichernden kann auf dieſem Wege nichts untergehen; es kann nur alles in einem gemeinſamen Schatze vereinigt werden.

Da nun mein ganzes Werk alle Menſchen betrifft, ſo muß ich es auch allen mitteilen; deshalb handle ich dies offen, am hellen Lichte des Tages ab, damit jedermann es ſehen, hören, beurteilen und ſeine Kräfte mit uns vereinigen kann; denn auch hierin zeigt ſich die Forderung der Allgemeinheit, der Einfachheit, der Freiwilligkeit. Was ich hier ſage, iſt allen geſagt, —

so einfach, daß es jeder versteht, und jedem bleibt sein völlig freies Urteil. Ich werde nicht nur die Übel angeben, sondern auch deren Heilmittel, und zwar unter mehrerem das, was mir als das beste vorkommt. Jeder soll hier mit eigenen Augen sehen, denn bloß die Sachen, weil sie das sind, was sie sind, können uns einstimmig machen. Es wird sich zeigen, daß jene drei angeborenen Grundlagen des Erkennens, des Wollens und des Ausführens die Pandekten der in uns niedergelegten göttlichen Weisheit sind, und daß alles, was nicht in ihnen enthalten, unecht ist; es wird anerkannt werden, daß sie die uns, dem Ebenbilde Gottes, eingeschriebenen ewigen Gesetze, die goldenen Pfeiler, die ehernen Grundlagen, die unverrückbaren Schranken, die Pole und Achsen sind, um die sich all unser Denken, Sagen und Tun bewegt; daß sie unsere inneren Sonnen und Gestirne sind, ohne die alles finster ist. Auf dieser Grundlage wird unsere Beratung den einen großen, sicheren und anmutigen Weg einhalten, den einzigen, der uns zum Ziele führen kann.

So kommt denn alle, denen euer und eueres Geschlechtes Wohl am Herzen liegt, die ihr Gott fürchtet, aus jedem Volke, von jeder Zunge und jeder Sekte, ihr, denen die menschlichen Verwirrungen ein Abscheu sind, ihr alle, die ihr euch nach dem Besseren sehnet! Trennt eure Pläne nicht von einem so allgemeinen und so heilsamen Plane ab! Laßt uns hilfreichen Rat vereinen! Kommt, denn wir haben einen guten, herrlichen Zweck, schöne Mittel, ihn zu erreichen, und angenehme Wege, dieser Mittel uns zu bedienen. Kommt! Laßt uns mit Freiheit neuen Mut fassen, das Wesen der Dinge in den Dingen selber zu schauen, das Gute, das wir haben, zu reinigen und allgemein mitzuteilen, auf daß alles, was uns von dem Lichte des Geistes

ausschließt, was uns von Gott trennt, voneinander ungesellig absondert, aufgehoben werde. Kommt! Laßt uns in Sanftmut untersuchen, ob wir über alles, was uns bisher voneinander entfernte, nichts Gewisses haben können? ob ein Gott sei? wer er sei? wie er in Wahrheit verehrt werden müsse? Und dann laßt uns ihm alle mit vereinten Kräften dienen, und niemand weiche ab von dem Willen Gottes! Laßt uns untersuchen, ob einigen über andere eine Obergewalt zustehe oder nicht, und welcher Art sie sei, damit nicht ferner einer den andern unterdrücke und zermalme. Und da wir alle einerlei Sinn, Verstand, Hände und Vermögen haben, so laßt uns nachforschen, ob es nicht möglich, daß wir auf dieselbe Art sehen, hören, empfinden, verstehen, begehren und das tun, was zu tun ist und was erwartet wird. Kommt! Laßt uns erforschen, ob irgendwo Wahrheit ohne Irrtum ist, Frömmigkeit ohne Aberglauben, Ordnung ohne Verwirrung? Und wenn dies irgendwo ist, so zeigt es und helft, daß es gemeinsames Gut aller werde. Und wenn wir auch nichts finden sollten, was so vollendet wäre, daß es allen genügte und gefiele, so werden wir doch Gelegenheit haben, Besseres aufzufinden, als das ist, woran wir jetzt noch hängen. Laßt uns also das Bessere, ja das Beste suchen, und zwar ohne Unterlaß, solange wir hier sind! Was könnten wir Besseres tun in diesem Leben, als nach Wahrheit, Frieden und Leben zu streben?

Julius Słowacki: Die Pest in El-Arisch

(Bruchstück)

Deutsch von Witold Hausner

. . . . . .

Ich langte an. Mein weißes Zelt schlug ich
In dieser Wüste auf, still legten sich

Die Dromedare nieder in den Sand.
Das Kindchen spielte, lockte Vöglein an;
Sie wagten furchtlos sich heran und ließen
Sich füttern von des kleinen Engels Hand. —
Siehst du das Bächlein dort im Tale fließen?
Dort kam mein jüngstes Mädchen her, sie trug,
Schlank wie ein Schilf, auf ihrem Haupt den Krug
Mit frischem Trunk. Sie trat zum Herd heran
Und spritzte lachend ihre Brüder an.
Der Älteste, mit Fieberglut im Blick,
Sprang auf, ergriff den Krug, hob ihn zum Mund
Und rief: „Gott zahle dir den Trunk zurück,
Denn Feuer brennt in mir, und wie ein Hund
Verdurste ich!" — Getrunken hatt er kaum,
Sank er wie ein gebrochner Palmenbaum.
Zum Retten wars zu spät. Ich rief den Töchtern,
Die noch die kalte Leiche wollten küssen,
Verzweifelt rief ich: „Niemand soll es wagen!"
Dann hob den Leichnam ich, den ich entrissen,
Und warf ihn hin den schwarzen Seuchenwächtern,
Damit sie ihn auf ihrem Eisenschragen
Ins Feld, dort zu des Schechs Kapelle karren
Und, wo die Pestgerafften ruhn, verscharren. —
Seit dieser Nacht des Schmerzes und der Klage
Bestimmte man mir neue vierzig Tage.
. . . . . .

In selber Nacht die schwarze Seuche nahm
Die beiden ältern Töchter uns. Sie kam
So lautlos über sie daher, so sacht,
Daß ich, dem seit des Sohnes Tod die Nacht

Nicht einen Augenblick des Schlafs gebracht,
Ich es nicht hörte, wie sie still verglommen;
Und auch die Mutter hat es nicht vernommen,
Und doch weiß ich, daß sie des Nachts gewacht. —
Am Morgen aber lagen beide fahl,
Vom schwarzen Tod erwürgt, kalt und entstellt;
Da rief ich nach der Wache und befahl,
Daß man die Leichen schleppe aus dem Zelt.
Und sie verließen uns erbarmungslos,
Und ohne Gruß! Und ohne Wiederkehren!
Nur ihrer Haare Fülle wand sich los
Und floß herab, den Boden uns zu kehren.
. . . . . .

Unter der Sonne blutig-rotem Balle
Und unter diesem pestgetränkten Zelt
Verharrten wir in düsterm Schweigen alle
Und haben vor dem Tod uns tot gestellt.
Wir wähnten Gott zu täuschen, um zu bannen
Den grausen Würgeengel, und von dannen
Zog er fürwahr; — jedoch er kam zurück!
Es kam zurück der fahle Seuchenschemen,
Doch fand er mich mit tränenlosem Blick,
Nur lispelnd: „Möge Gott nun alles nehmen."
Ich hatte für des dritten Sohnes Pein
Das Auge tränenleer, das Herz von Stein,
Denn Schmerz war längst für mich wie täglich Brot.
Und es entschlief vor meinem Aug der dritte,
Am wenigsten geliebt in unsrer Mitte,
Am wenigsten betrauert nach dem Tod.
So hat es ihm denn Gott gelohnt: ihm ward

Ein Tod zuteil, gelind und fühlbar kaum,
Fast ohne Schmerz und ohne Fiebertraum:
Er starb und ward zu einem Stein erstarrt;
Doch hatt er nach dem Tod solch ein Gesicht,
Als heischte er die eiteln Tränen nicht,
Als wollte er nur Angst in uns erregen,
Uns in die Herzen seine Züge prägen ...
Und diese Züge, eisig, marmorbleich,
Uns wars, als riefen sie: „Fluch über euch!"

Er starb. — Verzweifelnd dachte ich fortan,
Daß wenn nun Gott uns andern nicht verzeihet,
Wenn er auch uns dem Todesengel weihet:
Er mir das Kindlein nimmt, die Gattin dann,
Dann mich Unselgen ruft vor sein Gericht ...
Die Tochter! ... Nein, zu denken wagt ichs nicht,
Und keine Sorge mich um sie beschlich;
Denn ach! sie war so schön, so jugendlich,
So heiter, wenn sie dieses Haupt voll Gram
In ihre kühlen Lilienhändchen nahm;
Wenn sie, des buntgewirkten Schleiers Saum
Erfassend, huschte um den Zedernbaum
Im Kreis, wie ein geschäftig Spinnlein schier.
Sieh: diesen Gürtel hier, mit Gold gestickt,
Hat sie gewebt; — sie hat die Augen mir
Mit ihrer Haare goldig-blonden Strähnen
So zart verhüllt, daß ich auf sie geblickt
Wie durch ein Netz von Sonnenschein und Tränen.
Sie war des Hauses kleine Königin;
Ein schirmend Engel voller Himmelshuld,
Hat sie das Kindchen in den Schlaf gelullt;

Und wo ſie weinen hörte, lief ſie hin;
Und war mit uns in jeder Qual und Fahr,
Und unſre Tränen nahm ſie auf ihr Haar.
. . . . . .

Auch dieſe Tochter ſtarb in meinen Armen.
Und doch, ein Augenblick war unter allen
Der gräßlichſte: als ſie in Schmerz erblich,
Da rief ſie: „Vater! rette, rette mich!“ . . .

Es kamen, mich im Unglück zu beklagen,
Die Wächter, mir die Leiche zu entreißen.
Mit langen Haken auf den Eiſenſchragen
Verſuchten ſie die ſüße Laſt zu heben.
Und da, — o möchten ſie, gleich mir, fortleben! —
Da glitt der Haken an der runden, weißen,
Jungfräulich feſten Bruſt, und er entwand
Sich der verruchten, ungelenken Hand . . .
Allmächtger Gott, du wirſts zu rächen wiſſen!
Vor meinen Augen hat man ſie zerriſſen . . .
Ich hob die Leiche auf und trug ſie fort,
Und ich begrub ſie an geweihtem Ort.

Drei Tage ſaß die Mutter regungslos,
Das Antlitz fahl und ſchmerzverzerrt die Züge,
Die Hände ſtarr gefaltet auf dem Schoß.
Und auch das Kind ward blaß und ſchwach und ſchmiegte
Sich an die Bruſt, aus der die Milch verſiegte,
Und täglich hört ich weinen in der Wiege. —
. . . . . .

Wem nur ein Menſchenantlitz war gegeben,
Der mied ſchon aus der Ferne mich mit Beben.

Vom Zelt – gesponnen von der Töchter Hand –
Verwitterten die Linnen, rissen dann
Und glichen, wetterschwarz und schlaff gespannt,
Den morschen Tüchern, die in Särgen liegen;
Dem Zelte merkte man die Seuche an.
Und sieh: selbst dieser Vöglein Scharen fliegen
Nicht mehr wie einstens her, um aus der Hand
Zu fressen und zu baden in dem Sand,
Seit meine Kinder tot, das Zelt verseucht;
Denn seit dem letzten Tod sah ich sie nicht.
Hat sie des Zelts zerfetzte Wand verscheucht?
War es mein gramdurchfurchtes Angesicht?
Kein einzges Vöglein kehrte wieder her,
Und ich bemerkt es, und mein Herz ward schwer.

Fünf Tage waren seit dem Tod verstrichen;
Am Abend wars, die See begann zu brüllen,
Die fahle Sonnenscheibe schwand in Hüllen
Von schwarzen Wolken, die von Westen schlichen.
Es kam die Nacht, gespenstisch bald umdüstert,
Bald von der roten Blitze Glut erhellt;
Ich hör noch jetzt, wie Regen peitscht das Zelt,
Wie es sich dehnt, wie es unheimlich flüstert,
Wie's über meinem Haupt sich bäumt im Dunkeln
Und höllisch aufflammt bei der Blitze Funkeln.
In diesem Sturmgebrause kam mir vor,
Als hörte ich durch des Gewitters Dröhnen
Die toten Kinder in der Ferne stöhnen.
Da strengt ich an das Aug, das Herz, das Ohr
Und sann, wie es in solcher Schreckensnacht
Den Kindern mag ergehn im finstern Schacht.

Und da ... Warum so still, so listger Weise,
So tückisch schlich der Tod ans Zelt heran?! —
Der Donner rollte fort — da hob ganz leise
Das Kindlein in der Wieg zu weinen an.
Und dieses Weinen war so schauerlich,
So bange, daß sofort mein Weib und ich
Wir stürzten hin, wo's arme Würmlein lag,
Denn wenn auch leise klang des Kindleins Klag,
Uns beiden schien sie doch so mächtig tönend
Und so zerrissen und so schmerzlich stöhnend,
So innig, so dem Herzensgrund entstammt
Und so vernünftig und ach so verdammt,
Daß wir hinwankten, wie vom Blitz getroffen,
Besinnungslos und ohne jedes Hoffen.
. . . . . .

Im öden Zelt verblieben wir allein,
Mein Weib und ich; jedoch — kannst du es fassen? —
Die uns vereinen sollte, unsre Pein,
Sie trennte uns, sie ließ mit Gift vereitern
Die Herzen uns: o möge Gott sie läutern!
Die Trauer wurde ähnlicher dem Hassen
Und stellte zwischen uns sich auf, so groß,
So grausam düster, so erbarmungslos,
Daß wir geschieden waren und verlassen.
Und über unsre Lippen drang kein Wort;
Denn sag, wie konnte ein Gespräch hinfort
Noch zwischen mir und meinem Weibe passen,
Den beiden Eltern jener Kinder dort? —
Es kam des Sommers Glut, im Morgendunst
Stieg blutig auf die Sonne in der Wüste,

Und, wie die Fackel einer Feuersbrunst,
Ging sie des Abends purpurrot zur Rüste.
So lebten kinderlos wir und allein,
Ein großes Schweigen lag auf unserm Haus,
Nur manchmal hörten wir im Mondenschein
Das ängstlich leise Huschen einer Maus;
Sonst kein Geräusch, kein Laut und keine Klage; —
Und so verstrichen langsam vierzig Tage.

Es kamen Ärzte von der Nachbarstadt,
Und als sie tief ins Antlitz uns geschauet,
Da staunten sie, denn alt und todesmatt
War ich und gramgebeugt, mein Haar ergrauet;
Und auch mein Weib vor Schmerz und Wachen war
Wie Bernstein oder Wachs; zu einem Kranze
Wand um die Stirne sich ihr bleiches Haar,
Die Wangen glühten ihr im Fieberglanze,
Und in den Augen lag ein solches Funkeln,
Als träte in das Licht sie aus dem Dunkeln.
Der Arzt hieß uns, wir sollten an die Brüste
Uns schlagen, dorten, wo zuerst sich kund
Die Seuche gibt. — Glaubst du's? Ich war gesund!
Ich, der ich alle meine Leichen küßte,
Ich trat gesund aus dieser Quarantäne!
Die Gattin, die die Hälfte kaum berührt,
Sie wurde blaß, als sie den Schlag geführt,
Und wankte hin und stürzte mit Gestöhne.
Ich hob die Frauenleiche auf, und sacht
Trug ich die Bürde ins Gezelte hin,
Sank nieder neben ihr, wie tot, und bin —
Auf weitre vierzig Tage aufgewacht.
. . . . . .

Für uns Russen hat das Phänomen Goethe eine ganz besondere Bedeutung.

Man mag den Wolf füttern, soviel man will, er schielt immer nach dem Wald; mag sich Rußland noch so sehr an Westeuropa anschließen, es wird immer zu Asien tendieren. Die Orthodoxie ist ein orientalisches Christentum. Wie Gretchen dem Faust, wird auch das heilige Rußland ständig dem sündigen Westeuropa zurufen: „Du hast kein Christentum."

„Christus ist das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet." Wir sprechen diese Worte nach, doch wir befolgen sie nicht. Wir zweifeln zuweilen an der Erleuchtung der Welt, d. h. an der europäischen Aufklärung (denn eine andere Erleuchtung gibt es für uns gar nicht); wir zweifeln, ob diese Aufklärung gut oder schlecht ist, ob sie von Gott oder vom Teufel kommt; wir fragen uns sogar manchmal: „Sollen wir nicht in den Urzustand zurückkehren, die ganze europäische Zivilisation zum Teufel jagen und wie die Bauern zu leben anfangen?" Daß dieser Gedanke nicht nur unsinnig, sondern auch gottlos ist, haben wir noch immer nicht begriffen.

Das beste Gegengift gegen dieses russische Gift ist Goethe. Er wußte besser als irgendwer, daß die Aufklärung von Gott kommt; er, der Heide, könnte mit größerem Recht als mancher Christ sagen: „Christus ist das wahrhaftige Licht, welches alle Menschen erleuchtet"; er könnte uns besser als irgendwer daran erinnern, daß auch Europa ein heiliges Land ist.

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen!"

singen die Engel, Faustens Unsterbliches entführend. „In diesen Versen", sagt Goethe, „ist der Schlüssel zu Fausts Rettung

enthalten." Vielleicht auch der Schlüssel zur Rettung ganz Westeuropas, welches sich immer „strebend bemüht".

Doch wir, die wir nicht streben und uns bemühen, wodurch werden wir erlöst werden? Durch unsere Trägheit, unseren Müßiggang, unsere Indolenz? Wollen wir uns nicht betrügen: Müßiggänger und Faulenzer werden nicht ins Himmelreich kommen. Müßiggänger sind immer gottlos, soviel sie auch von Gott sprechen mögen. Dies ist die schreckliche, doch heilsame Lehre, die uns Goethe erteilt.

Tolstoi und Goethe stehen als zwei erzgemeißelte Gestalten, als zwei Wächter vor den Toren der beiden Zeitalter, der beiden Welten. Wem wird die Menschheit ihr Herz schenken? Wem wird sie folgen? Jedenfalls liegt für uns Russen in Tolstoi eine schier unüberwindliche Versuchung, und niemand kann sie in uns niederkämpfen — als Goethe.

Rainer Maria Rilke: Aus dem Stundenbuch

Da neigt sich die Stunde und rührt mich an
Mit klarem, metallenem Schlag:
Mir zittern die Sinne. Ich fühle: ich kann —
Und ich fasse den plastischen Tag.

Nichts war noch vollendet, eh ich es erschaut,
Ein jedes Werden stand still.
Meine Blicke sind reif, und wie eine Braut
Kommt jedem das Ding, das er will.

Nichts ist mir zu klein, und ich lieb es trotzdem
Und mal es auf Goldgrund und groß
Und halte es hoch, und ich weiß nicht wem
Löst es die Seele los ...

Ich liebe dich, du sanftestes Gesetz,
An dem wir reiften, da wir mit ihm rangen;
Du großes Heimweh, das wir nicht bezwangen,
Du Wald, aus dem wir nie hinausgegangen,
Du Lied, das wir mit jedem Schweigen sangen,
Du dunkles Netz,
Darin sich flüchtend die Gefühle fangen.

Du hast dich so unendlich groß begonnen
An jenem Tage, da du uns begannst, —
Und wir sind so gereift in deinen Sonnen,
So breit geworden und so tief gepflanzt,
Daß du in Menschen, Engeln und Madonnen
Dich ruhend jetzt vollenden kannst.

Laß deine Hand am Hang der Himmel ruhn
Und dulde stumm, was wir dir dunkel tun.

Die Dichter haben dich verstreut
(Es ging ein Sturm durch alles Stammeln),
Ich aber will dich wieder sammeln
In dem Gefäß, das dich erfreut.

Ich wanderte in vielem Winde;
Da triebst du tausendmal darin.
Ich bringe alles, was ich finde:
Als Becher brauchte dich der Blinde,
Sehr tief verbarg dich das Gesinde,
Der Bettler aber hielt dich hin;
Und manchmal war bei einem Kinde
Ein großes Stück von deinem Sinn.

Du siehst, daß ich ein Sucher bin.

Einer, der hinter seinen Händen
Verborgen geht und wie ein Hirt;
(Mögst du den Blick, der ihn beirrt,
Den Blick der Fremden von ihm wenden).
Einer, der träumt, dich zu vollenden
Und: daß er sich vollenden wird.

Du meinst die Demut. Angesichter,
Gesenkt in stillem Dichverstehn.
So gehen abends junge Dichter
In den entlegenen Alleen.
So stehn die Bauern um die Leiche,
Wenn sich ein Kind im Tod verlor, –
Und was geschieht, ist doch das gleiche:
Es geht ein Übergroßes vor.

Wer dich zum erstenmal gewahrt,
Den stört der Nachbar und die Uhr,
Der geht, gebeugt zu deiner Spur,
Und wie beladen und bejahrt.
Erst später naht er der Natur
Und fühlt die Winde und die Fernen,
Hört dich, geflüstert von der Flur,
Sieht dich, gesungen von den Sternen,
Und kann dich nirgends mehr verlernen,
Und alles ist dein Mantel nur.

Ihm bist du neu und nah und gut
Und wunderschön wie eine Reise,

Die er in ſtillen Schiffen leiſe
Auf einem großen Fluſſe tut.
Das Land iſt weit, in Winden, eben,
Sehr großen Himmeln preisgegeben
Und alten Wäldern untertan.
Die kleinen Dörfer, die ſich nahn,
Vergehen wieder wie Geläute
Und wie ein Geſtern und ein Heute
Und ſo wie alles, was wir ſahn.
Aber an dieſes Stromes Lauf
Stehn immer wieder Städte auf
Und kommen wie auf Flügelſchlägen
Der feierlichen Fahrt entgegen.

Und manchmal lenkt das Schiff zu Stellen,
Die einſam, ſonder Dorf und Stadt,
Auf etwas warten an den Wellen, –
Auf den, der keine Heimat hat . . .
Für ſolche ſtehn dort kleine Wagen
(Ein jeder mit drei Pferden vor),
Die atemlos nach Abend jagen
Auf einem Weg, der ſich verlor.

O wo iſt der, der aus Beſitz und Zeit
Zu ſeiner großen Armut ſo erſtarkte,
Daß er die Kleider abtat auf dem Markte
Und bar einherging vor des Biſchofs Kleid.
Der Innigſte und Liebendſte von allen,
Der kam und lebte wie ein junges Jahr;
Der braune Bruder deiner Nachtigallen,

In dem ein Wundern und ein Wohlgefallen
Und ein Entzücken an der Erde war.

Denn er war keiner von den immer Müdern,
Die freudeloſer werden nach und nach,
Mit kleinen Blumen wie mit kleinen Brüdern
Ging er den Wieſenrand entlang und ſprach.
Und ſprach von ſich und wie er ſich verwende,
So daß es allem eine Freude ſei;
Und ſeines hellen Herzens war kein Ende,
Und kein Geringes ging daran vorbei.
Er kam aus Licht zu immer tieferm Lichte,
Und ſeine Zelle ſtand in Heiterkeit.
Das Lächeln wuchs auf ſeinem Angeſichte
Und hatte ſeine Kindheit und Geſchichte
Und wurde reif wie eine Mädchenzeit.

Und wenn er ſang, ſo kehrte ſelbſt das Geſtern
Und das Vergeſſene zurück und kam;
Und eine Stille wurde in den Neſtern,
Und nur die Herzen ſchrieen in den Schweſtern,
Die er berührte wie ein Bräutigam.

Dann aber löſten ſeines Liedes Pollen
Sich leiſe los aus ſeinem roten Mund
Und trieben träumend zu den Liebevollen
Und fielen in die offenen Corollen
Und ſanken langſam auf den Blütengrund

Und ſie empfingen ihn, den Makelloſen,
In ihrem Leib, der ihre Seele war.
Und ihre Augen ſchloſſen ſich wie Roſen,
Und voller Liebesnächte war ihr Haar.

Und ihn empfing das Große und Geringe.
Zu vielen Tieren kamen Cherubim,
Zu sagen, daß ihr Weibchen Früchte bringe, –
Und waren wunderschöne Schmetterlinge:
Denn ihn erkannten alle Dinge
Und hatten Fruchtbarkeit aus ihm.
Und als er starb, so leicht wie ohne Namen,
Da war er ausgeteilt: sein Samen rann
In Bächen, in den Bäumen sang sein Samen
Und sah ihn ruhig aus den Blumen an.
Er lag und sang. Und als die Schwestern kamen,
Da weinten sie um ihren lieben Mann.

O wo ist er, der Klare, hingeklungen?
Was fühlen ihn, den Jubelnden und Jungen,
Die Armen, welche harren, nicht von fern?

Was steigt er nicht in ihre Dämmerungen –
Der Armut großer Abendstern.

Gesänge der Böhmischen Brüder

Abendlied

Die Sonne wird mit ihrem Schein
Eine Weile itzt nicht bei uns sein.
O Gott, du unbegreiflich Licht,
Weich du nur von uns Armen nicht!

Zu dir steht unsere Zuversicht,
Auf dich ist unser Tun gericht,

Und wenn du uns ließeſt fahren,
So könnt uns niemand je bewahren.

Denn der Feinde haben wir ſehr viel,
Die auf uns ſchießen wie zum Ziel,
Und wenn wir ohne dich entſchliefen,
So hätten ſie uns ſchon ergriffen.

Wir opfern dir uns ganz und gar,
O Vater, nimm heut unſer wahr,
Daß uns die Feinde nicht verzehren,
Weil wir uns ſelbſt nicht können wehren.

Geſegne uns in deinem Sohn,
Ohn welchen wir nichts können tun,
Gib, daß das Herz bei dir nur bleib
Und morgen deines Lobs mehr treib!

Ei nun, Gott Vater und Schöpfer,
Nimm an unſer Abendopfer
Durch Jeſum Chriſtum, deinen Sohn,
Unſern Mittler für deinen Thron!

Beim Grabe

Nu laßt uns den Leib begraben,
Bei dem wir kein Zweifel haben,
Er werd am letzten Tag aufſtehn
Und unverrücklich herfür gehn.

Erd iſt er, und von der Erden
Wird auch zu Erd wieder werden,
Und von Erden wieder aufſtehn,
Wenn Gottes Poſaun' wird angehn.

Seine Seel lebt ewig in Gott,
Der ſie allhie aus ſeiner Gnad
Von aller Sünd und Miſſetat
Durch ſeinen Bund gefeget hat.

Sein Arbeit, Trübſal und Elend
Iſt kommen zu ſeinem guten End,
Er hat getragen Chriſti Joch,
Iſt geſtorben und lebet noch.

Die Seele lebt ohn alle Klag,
Der Leib ſchläft bis an letzten Tag,
An welchem ihn Gott verklären
Und der Freuden wird gewähren.

Hie iſt er in Angſt geweſen,
Dort aber wird er geneſen,
In ewiger Freud und Wonne
Leuchten wie die ſchöne Sonne.

Nu laſſen wir ihn hie ſchlafen
Und gehn allſamt unſer Straßen,
Schicken uns auch mit allem Fleiß,
Denn der Tod kommt uns gleicherweis.

Rudolf Hans Bartſch: Südſteiriſche Landſchaft

Überall auf den Bergſpitzen die weißen Kirchen und die kleinen Weiler und in Haine und Baumgruppen geduckt die Sommerhäuschen; alle Nordleiten mit Wald beſtanden, alle Südhänge bedeckt mit ſonnenüberträumten Weingärten. In den Gegenden am ſüdlichen Rande Mittelſteiermarks wird

der Wein oft auf Baumfragmenten gezogen, meist oberen Teilen von Föhren, die in die Erde eingegraben werden, so daß jeder Weinstock einem herrlich vollen Baume gleicht. So machen die Weingärten einen reichbelaubten, vollen Eindruck, und man übersieht viele Meilen weit dieses schönbusige Land. Kommt ein Windstoß, so fangen die Klappermühlen zu sprechen an. Deren sind Dutzende ringsum.

Von jener kleinen Art, wie man sie auch anderwärts in Gärten sieht, bis zu gigantischer Größe verleihen diese hölzernen Sterne, die im Sonnenschein weithin blitzen, den Geländen einen Reiz, den keiner auch nur ahnen kann, der nicht an träumerischen Tagen oder in atmender wundervoll lauer Nacht ihr tiefes, wechselreich klangvolles „dőng, dőng" hörte. Kommt ein Windstoß, so rühren sich die großen mit ein paar würdigen Holzlauten, die kleinen aber klappern nervös durcheinander. Sie sind die Zungen der Weingärten. Je reicher das Jahr, je süßer die Trauben, desto mehr sprechen ihrer von jenen unsäglich trauten Höhen. Man hat sie zum Verscheuchen der Tausende von Drosseln und Staren gebaut, aber die laute Vogelwolke fliegt wohl bei jähem Aufprasseln der nahen Klappermühle empor, fällt aber schnell beruhigt wieder in die reiche Süßigkeit ein. So stehen sie denn fast nur zu unbeschreiblicher Stimmung da und rufen Stolz und Sommerfreude ihrer Besitzer weit ins Land hinaus. Der Ansässige kennt alle ihre Stimmen. In einer Sturmnacht, vor einem Gewitter, wenn sogar die großen Holzklöppel eilig über die Klanglatte holpern, da rufen alle Weingärten angstvoll zum Herrn der Wolken. Das ist unbeschreiblich ergreifend!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Über dem verklärten Hügellande in Lauben träumen, in Waldgängen wandeln, von sanften Höhen über beruhigte Länd-

lichkeiten nach den fernen, finsteren Alpenzügen der Koralpe oder nach dem urforstreichen Bachergebirge oder nach der kroatischen Grenze schauen, wo der Donatiberg in wunderlichster Form zum Himmel hinaufgriff, das füllte die Tage. Am Abend dann sangen in wehmütig gezogenen Lauten die kleinen Weinhähnlein, die Heimchen der Rebengärten, ihr „zieh! zieh!" — Lichtlein wandelten durch Wald- und Rebengelände, fernes weinfrohes Singen und Jauchzen irrte in vielfachem Nachhall hold verwirrt längs der Hänge weiter, und die Windmühlen sprachen da und dort wie im Traum empor.

Alexander von Warsberg: Fahrt auf der Adria

Triest, Donnerstag, den 10. November 1870

Wien verließ ich vor mehreren Tagen schon im unfreundlichsten, kältesten Wetter, das dort früher noch als sonst den Winter begonnen. Heute aber, bald nach der Abfahrt von Graz, leuchtete die Sonne und wurde so warm, daß der Mantel belästigte. Indes auch in Untersteiermark haftete kein Laub mehr an den Wäldern, nicht einmal das abgeblühte gelbe, das in Graz noch die Gärten melancholisch zierte. Die ganze Farbe der Landschaft durch diese schönen Berggegenden war eine völlig täuschend winterliche, auch Feld und Wiesen, als sei der Schnee nur eben abgeschmolzen, schon traurig totgrau. Schneegepanzertes Gebirge starrte bei Cilli im Westen aus beglänzten Nebeln. Dann ward es wolkig und dadurch bald — noch ehe der Tag in Wahrheit geschieden — undurchsichtig dunkel.

Auf dem Karste starb eine Bora aus. Seine weiten Hochflächen lagen wie ein versteinertes Meer, ihm unsagbar ähnlich. Wer es nicht besser wußte, konnte kaum begreifen, daß

dieſes etwas anderes ſein ſolle. Wolkenbündel wogten darüber, und noch höher im reinen Dunkelblau leuchtete der Vollmond.

Rechts im Weſten, aber unten am Meere, von woher das geiſterhafte Gewölke kam, ſteht die Falkenburg Monfalcone. Daneben kriecht der kleine Timavo in das Adriatiſche Meer. Er aber ſchon mit homeriſcher Sage, daß der Diomedes der Ilias ihn beſchiffte. So nahe unſerer proſaiſchen Heimat beginnt die homeriſche Landſchaft, und darum leite ich mit dieſem Karſtbilde ihre Schilderung ein. Wie alles zuſammenſtimmte, dieſe Erinnerungen und das Licht, der Wolkenzug und das weite Steinfeld, wurde es mir eines der großartigſten Landſchaftsbilder, das ich je geſehen, nicht geſucht und nicht erwartet, wie ſo oft das Beſte des Lebens zufällig gegeben wird.

In Trieſt fand ich die Witterung in einen lauen Scirroccoregen geſchmolzen und ſo warm, daß ich jetzt um Mitternacht das Fenſter bei einer Temperatur von 16 Graden Reaumur offen halte. Nach dem Eſſen machte ich trotz dem Regen einen Spaziergang zum Meere auf die beiden Moli di San Carlo und Giuſeppino. Es iſt mir wieder völlig wohl und heiter im Körper wie im Gemüte, ſeitdem ich dieſe Luft atme, die See rieche und den Geſtank der Schiffe, der aufgeſtapelten Waren einſauge. Das wird jedesmal meine Umtaufe zum Südländer. Auch eine Weiſe, der Sehnſucht Mignons genug zu tun. Ganz Trieſt riecht, als ſei es ein einziges großes Gewürzkrämergewölbe. Wer aber hat je die Märchen von Tauſendundeiner Nacht geleſen und glaubt ſich dann nicht beim Eintritte in einen Spezereiladen nach Bagdad verſetzt? In Wahrheit ſteht man auch in jeder europäiſchen Hafenſtadt des Mittelländiſchen Meeres ſchon mit einem Fuße im Orient.

An Bord des Lloyddampfers „Vesta"

Samstag, den 12. November 1870

Gestern in Triest füllten Vorbereitungen zur Reise den Tag. Abends Spaziergänge auf den Moli zwischen den schwankenden Schiffen. Regnerisches Sciroccowetter erhielt sich, doch wurde kein Feuer in den Zimmern notwendig. Heute stießen wir erst um vier Uhr statt um zwei Uhr vom Hafendamme ab.

Es ist immer wie der Beginn eines neuen Lebens, wenn man eine Seereise antritt. Meine diesmalige Neugeburt nahm ihren Anfang mit einem greulichen Sturme, der fortwährend auch als Bora drohte, doch im hauptsächlichsten sich aus dem Südwesten gegen uns erhielt. Alles lag schmutzig grau, und die Welt war enge begrenzt. Abends umdonnerten Gewitter den ganzen Gesichtskreis, die mit senkrechten Feuerzungen in die See griffen. Erst jetzt, nachts neun Uhr, klärt der Mond den Himmel, wenigstens die oberste Wölbung. Aber der Sturm steigert sich noch, und der große Dampfer rollt noch fürchterlicher von rechts nach links.

Sonntag, den 13. November 1870

Klarer Tag; derselbe Wind steht ununterbrochen gegen uns. Ein homerisches Segelschiff, wie hoch geschnäbelt es auch gewesen wäre, hätte mit solchem Wetter Wochen der Fahrt gebraucht, um die kurze Strecke nach Scheria zu überwinden.

Wir passieren schon um halb zwei Uhr die Straße zwischen Lissa und Busi. Das Gebirge von Lesina und die Dinarischen Alpen dahinter ragen weiß und grau in ihrer angebornen Kalkfarbe auf; Busi aber und das höhere St. Andrea, der Scoglio von Pomo, diese hohe, wirklich apfelförmig auf der See schwimmende Masse, und Kanorick liegen in schönen dunkelgesättigten Düften des Südens. Auf Lissa, dem alten Issa der Griechen, ist noch alles grün, einige Sträucher sogar junggrün ihrer

Färbung nach. Es mögen Myrten sein im dunkleren Laub der Oliven. Durch das Glas sehe ich viel Volk auf dem Strande von Comisa stehen, das unserem Dampfer nachstaunt. Die Kirche des Ortes, ansehnlich in gelbem Steine mit zwei ungleich hohen Türmen, steht abseits einige Stufen höher als die Häuser, vom Ölwald umschlossen. Heinrich Noe in seinem frischen Buche über Dalmatien und dessen Inselwelt läßt Issa in alter Zeit berühmt sein durch die Gewandtheit seiner Seeleute und die Schnelligkeit seiner Barken. Wie verändert die Zeit nicht bloß die Menschen, auch die Gegenden! Nur das Meer ist das ewig unveränderliche. Kahl und nackt liegen heute diese Inselhäupter, die doch nach dem Zeugnisse ihrer Namen einmal schwarz vom Walde waren. Curzola, das sich schon hinter uns zeigt, hieß ehemals — ein zweites Korfu — Corcyra, die schwarze, um des Baumhaares seiner Pinien- und Fichtenwälder wegen. Es sind seitdem wahre Stiefkinder des Schicksales geworden, diese Inseln und Küsten des Adriatischen Meeres. Obwohl durch Jahrtausende die nächsten Nachbarn, das unmittelbare Gegenüber der glänzendsten Zivilisation der Menschheit, steigen sie kaum je über die erste Stufe der Wissenschaft, des Reichtums und der Künste hinauf. Hier dorrt ewig alles seit der Geburt der Erde. Und das einzige weltgeschichtliche Leben, das den Mut fand, sich auf diesen Steinen anzusiedeln, war ein müder Kaiser und der heilige Hieronymus, welche Rom und das Leben flohen, und in jüngster Zeit ein junger Prinz, der unzufrieden mit sich und seinem Vaterlande in trotziger Einsamkeit den Plan sich ersann zum tragischesten Fürstentode der Gegenwart. Also nur Sterben und Verderben in der Gegenwart wie in der Vergangenheit ist das Schicksal dieses dalmatinischen Landes? Ob auch in Zukunft? Ich wünschte der Mann zu sein, der daraus Österreichs Weltmacht

im Mittelmeere und im Orient erschüfe. Denn die besten See- und Handelsleute dazu sind vorhanden und Stammestreue zum Hause Habsburg, aber nur nicht in Wien die Einsicht und das Verständnis und nicht die Kenntnis des Landes und der Leute, daß dieses möglich und daß dieses die einzige angeborene Aufgabe Österreichs und dieser seiner küstenreichsten Provinz sei.

Montag, den 14. November 1870

Weißer Schaum fegte morgens über die blaue erregte See. Der Wind heulte wieder mit beinahe nicht zu widerstehender Kraft aus dem Süden. Das Schiff jedoch, schwer geladen, steht trefflich in der See, daß mir die eigene Erfahrung das homerische „gleichschwebend" in die Feder diktiert. Möwen, die Sturm künden, folgen uns unablässig. Man kann den seltsamen Flug dieser doppelartigen Bewohner des Meeres nicht naturgetreuer schildern, als dieses Homer tut in den drei Versen der Odyssee, wo er den Gang des rüstigen Argosbesiegers, des Gottes mit dem Goldstabe, ihm vergleicht:

„wie die Möwe,
die um furchtbare Busen des ungebändigten Meeres
Fische fängt und sich oft die flüchtigen Fittiche netzet;
also beschwebte Hermeias die weithin wallende Fläche."

In aller Frühe schon fand ich uns auf dem Ausgange des Adriatischen Meeres, also an der Schwelle odysseeischer Lande angelangt. Einzelne Gipfel, sonnengetroffen, ragten weiß aus dem entfernten illyrischen Kontinente über die noch schneelosen Küstengebirge empor. Tief in das Land hinein sichtbar tat sich die Bucht von Avlona auf, den doppelhöckerigen Felsen von Saseno als Sperre davor. Er ist noch zugeschoben dem Riegel, welchen schon das Akrokeraunische Gebirge mit dem Capo Glossa, auch Capo Linguetta genannt, vor dem weiten und sicheren Busen wie vor dem Adriatischen Meere überhaupt bildet.

Um halb zwölf Uhr mittags passierten wir das Kap und traten in die Jonische See.

Robert Müller: Der Tote von Sarajevo

Franz Ferdinand war der ungeschliffene Demant Österreichs. Man sah ihn nie glänzen. Man wußte nur, daß er hart ist, hörte, daß er schwarz sei, und hielt ihn, wenn je einmal Strahlen aus ihm brachen, für ein Stück glimmender Kohle, einen düsteren Block gebundener Leidenschaften, eine nicht ungetrübte Quelle von lebenspendender Wärme und Rauch.

Er war nicht schwarz. Er war schon damals klar. Er hätte sich weder bei Schönwetter „aufgeklärt", noch hätte er sich in schweren Stunden verfinstert. Eine stetige, gleichmäßige Undurchdringlichkeit war um ihn. Dies kam so: Er hatte seine Kraft, sein Glück, sein Eigenrecht, zu erleben, und war doch ein Thronfolger, das heißt ein Mann zwischen den Bahnen schreitend, den vorgezeichneten strenger Erbordnung und den vorzuzeichnenden erwarteter freier Schöpfung. Seine Kraft war seine Ehe. Seine Tat seine Frau. Er selbst beides. Sein Genie sein Erlebnis.

Er war hart. Mit ihm hat Österreich seine Härte verloren. Und diese brauchte es: die Härte, nichts anderes. Das andere, die flotte Begabung, der Schmiß, Musik, ist da. Es fehlte: Härte. Die Härte hatte der dahingeschiedene Erzherzog. Dies kam so: er hatte sich eine Frau zu erringen.

Wenn nichts an seiner Geschichte menschlich bewegen würde, dies eine würde ihm Hoheit vor allen Männern sichern: daß er nicht verzichtete, weder auf seine Thronfolgerschaft noch auf

die edle Frau, die ihm wert erschien. Es war sein großes Erlebnis, es war, möchte man sagen, seine Politik.

Er gehörte keiner Partei, unterstützte in der Ausnützung seiner Machtmittel die eine mehr, die andere weniger, und verdammte die dritte in wörtlich ausgesprochenen Urteilen auf offenem Markte. Er kannte nur eine Partei: sich und seine Frau.

Viele betrachteten ihn darum als eigenmächtig und selbstherrlich. Man vergegenwärtige sich jedoch sein Grunderlebnis, diese Haltung inmitten höfischer Verschwörungen, diesen erzenen Widerstand gegenüber ermüdenden kleinen Sprengversuchen. Es mußte den Mann härten, den es versuchte, und mußte ihn auf sich zurückführen. Wer teilte sein Ich, wer war von seiner Art? Wer war glaubensstark und trotzig, rechtgläubig und doch nie vor höfischer Sitte und Gebärde feig? Er war von Geburt aus in Herkömmlichkeiten erzogen. Er war stark genug, sie zu brechen. Er war stärker; er war stark genug, das Herkommen, das er zu brechen wußte, auch wieder zu heiligen. Die Rechtmäßigkeit von Glaube, Empfindung und Tat, als Grundsatz durch die eigene Tat erschüttert, hat doch stets in ihm den Schirmer gefunden. Darin ist er unserem jungen Geschlechte, das die Überlieferung brach, um sie neu zu setzen, ein Sinnbild der Zeit und ihrer Männlichkeit. Man darf die herbe Ordnung fürstlicher Freiung nicht mißachten; es hat wohl guten Sinn, wenn edles Blut nur durch gleich edles Blut zur Mischung wählen muß. Aber bricht der Richtige im Augenblicke besserer Wahl und Erkenntnis das Gesetz, dann sind sie beide schön, das Gesetz und sein Brecher. Die Welt lebt in der Spannung von Kräften. Nur das ists, daß es Kräfte sein müssen.

In dieser seiner Ehe lebte der Mann, sein Schicksal, seine Größe, seine Politik, seine Möglichkeiten. Er war die Härte und die Tat, die selbständige Wahl und die unerbittliche Ent-

scheidung. Unersetzlich ist dies an ihm: der harte Deutsch-österreicher. Wie er sich äußerte, als Offizier, Beamter, Organisator, Hausvater, Landwirt, stets war er hart und gefürchtet. Mit Recht gefürchtet von österreichischer Halbheit und Fahrlässigkeit.

Mit ihm ist, man kann es nicht geringer ausdrücken, eine Hoffnung vernichtet. Vielleicht entsprach der hohe Verstorbene nicht ganz der liebenswürdigen Vorstellung, die sich Österreicher gern von besonders schätzenswerten Personen zu bilden lieben. Er war eine kompakte Natur, ein verknoteter Muskel, überanstrengt und ein wenig überhoben von der Last, die er in der tapferen Durchführung seiner Ehe bewältigt hatte. Aufgaben, groß wie Felsblöcke, harrten seiner. Sein Leben war nicht so gemütlich, wie man sonst in seinen Landen zu sein pflegt. Aber just dieser Ausnahmsfall von Härte prädestinierte ihn und wandte ihm die Köpfe all derer im Volk und Staate zu, die sich Gedanken machen und auf Besserung hoffen.

Robert Michel: Die alte Brücke von Mostar

Die Stadtteile zu beiden Seiten der Narenta sind durch eine Straße verbunden, die auf der neuen starken Franz-Joseph-Brücke den Fluß übersetzt. Bei dieser Eisenbrücke versteht es sich von selbst, daß sie fest und sicher ist; und mehr möchte ich von ihr nicht sagen, denn ähnliche Brücken hat jeder Mensch zu Hunderten gesehen; und immer dieselben Traversen und dieselben Nieten, und die Form nur selten so, daß sie das Auge erfreut.

Es gibt aber in Mostar auch einen anderen Übergang über die Narenta, die Alte Brücke, ein köstliches Bauwerk von Stein, das nie genug gerühmt werden kann. In einem ein-

zigen anmutvollen Bogen spannt sich diese Brücke über die Tiefe des Flusses; an ihren Zugängen stehen alte düstere Befestigungstürme. Der Weg über die Brücke führt stufenlos steil hinan und hinab, steiler als der Stufenweg über den Rialto in Venedig. Wem Maßangaben die Vorstellung erleichtern, dem diene zu wissen: die Spannung des Bogens beträgt fast 28 Meter und die Erhebung des Scheitelpunktes der Brücke über den gewöhnlichen Wasserstand etwa 20 Meter.

Sie wird von vielen die „Römerbrücke" genannt. Indessen stammt sie nicht aus der Zeit der Römerherrschaft, sondern in ihrer jetzigen Gestalt wurde sie erst im 16. Jahrhundert von den Türken erbaut. Vorher waren die Ufer nur durch eine unsichere Holzbrücke verbunden; über diese Holzbrücke und über die Steinbrücke, die an ihrer Statt erbaut wurde, schreibt der berühmte Geograph und Geschichtschreiber Mustafa Ben Abdallah Hadži Chalfa [1658]: „Da die meisten Gärten jenseits des Flusses liegen, mußte man ihn ehemals auf einer großen, in Ketten hangenden hölzernen Brücke übersetzen, die aber, weil sie keinen Pfeiler hatte, so schwankte, daß man nur mit Todesgefahr darüber ging. Die Einwohner baten nun den Sultan Sulejman, ihnen eine steinerne Brücke bauen zu lassen. Dieser schickte den Baumeister Sinan, der nach vorgenommenem Augenschein es für unmöglich erklärte, hier eine Brücke zu bauen. Man stand also damals davon ab. Späterhin verbürgte sich ein geschickter Tischlermeister des Ortes für die Ausführbarkeit des Vorschlages, und die Brücke kam zustande — ein Kunstwerk, das alle Baumeister der Welt mit Bewunderung erfüllt. Die Brücke ist im Jahre 974 erbaut [nach unserer Zeitrechnung etwa im Jahre 1567]."

Ein altes Volkslied besingt die Entstehung der Steinbrücke: Der mutige Zimmermeister Rade benötigt gar lange Zeit zum

Baue; immer wieder stürzt ihm die Brücke ein. Schließlich bittet er die Vila vom Podvelež um Rat. Die gütige Fee gibt ihm zu wissen, daß er vorerst die Wassergeister versöhnen müsse; denn ihren Zorn hätte er sich durch den Bau der Brücke zugezogen, weil ihnen der neue sichere Übergang gar manches Menschenopfer entziehen könnte. Und sie rät ihm, zur Versöhnung der Narentageister in den Grundpfeiler der Brücke ein Liebespaar einzumauern. Rade befolgt den Rat, und alsbald gelingt der Bau. Im Jahre 1087 [1677] unter Sultan Mohammed IV. wurde die Brücke ausgebessert.

Sehr gefährdet war die Brücke im Anfang der Okkupation durch große Warenbezüge, Truppenübergänge und überhaupt durch die Steigerung des Verkehrs. Da wurde zur Entlastung die neue Eisenbrücke errichtet, und seit ihrer Eröffnung wurde allem Fuhrwerk die Benützung der Alten Brücke verboten.

In größter Gefahr war aber die Alte Brücke wenige Jahre vor der Okkupation. Bei einer Überschwemmung führte das Wasser Bäume und Gestrüpp, staute es vor dem Brückenbogen an und verlegte sich selbst so den Weg. Es wäre dann wohl nicht anders gekommen, als mehrere Jahre später in Prag, da einige der gewaltigen Steinbogen der Karlsbrücke einem ähnlichen Mißgeschick zum Opfer fielen. Indessen fand sich ein Mutiger, Anto Ančić, der die Brücke noch rechtzeitig rettete. Er ließ sich an einem Seil vom Brückenrand herabhängen, und mit Axt und Haken machte er dem stauenden Wasser den Weg frei.

Fürwahr, wem bei einer drängenden Reise für Mostar auch nur eine Stunde erübrigt, der hat bloß das zu tun: zu der Alten Brücke eilen, bis hinunter, wo die Radobolje einmündet; von da muß er hinaufschauen in den hohen Bogen der Brücke, mit Augen, wie er vielleicht einmal in einer glücklichen Nacht

in die Sterne des Himmels geschaut hat. Und auch das Bild muß er sich anschauen, das in so kostbarer Weise von der Brücke eingerahmt ist. Dann möge er hinaufgehen und sich über den Brückenrand beugen und hinabblicken auf das Wasser. Da werden seine Lippen vielleicht mit Freude die Verse von Hofmannsthal zu sprechen beginnen:

Dies hängt mir noch von Kindesträumen an:
Ich muß von Brücken in die Tiefen spähen
— — — — — — — — — — — —

und mit überwältigend starker Wirklichkeit wird er die Schönheit dieser Verse leben. Oder er wird ein anderes, ein Eigenes fühlen und denken; auf jeden Fall werden es Augenblicke für ihn werden, die sich später in die Erinnerung seines Lebens einbetten wie helle Träume in die Dunkelheit der Nacht. Schließlich aber wird sein Schauen von dem gleitenden Wasser entragen werden zwischen den wunderlich zerklüfteten Ufern; und dann wird sich sein Blick an der kühn geführten Linie des Hum emporheben und wird in überreichem Genießen alle Einzelheiten dieses Ausblickes ausnehmen. Und wenn er sich dann umkehrt, wird sich vor seinen Blicken das Bild, das er unten in dem hochgewölbten Rahmen der Brücke gesehen hat, unter dem freien Himmel in Schönheit weiten zum Stolacberg hinan und rings zu fernen grauen Bergen. Für alle Zukunft wird er diese Bilder wie selige Brandmale in seinem Innern bewahren.

Aber wer genugsam Zeit hat, der wird gar oft zurückkommen zu dieser Brücke. Er wird sie sehen wollen, wenn nach regenlosen Wochen nur ein grünliches Wasser auf dem Grunde hinrollt. Da kommt die Wohlgestalt der Brücke am reinsten zum Ausdruck; und die Ufer des Flusses stehen in seltsamer Nacktheit da, als hüben sich viele ungeheure Leiber von Stein phan-

taſtiſch aus dem Bade. Beim Schauen in das Waſſer tief unter ihm wird er vielleicht für einen Augenblick ſeine Schwere vergeſſen und eine Luſt verſpüren, als flöge er über dieſen Abgrund wie ein Vogel durch die Luft.

Wenn indeſſen weit in den Bergen der Schnee ſchmilzt oder wenn der Scirocco vom Meere her regenreiche Wolken gebracht hat, dann ſchwellen die Wogen der Narenta raſch hoch an, als ſehnten ſie ſich, die Wölbung der Brücke zu liebkoſen. Steigt aber die Narenta immer noch höher, bis man ihr vom Brückenrand ſo nah ins Antlitz ſehen kann, daß man darin das ergrimmte Spiel der zornigen Züge deutlich erkennt, ſo dünkt es einen, als bereuten es die Geiſter des Fluſſes, daß ſie ſich einſtens mit dem Opfer des eingemauerten Liebespaares abgefunden hatten.

Und wenn es in den kühlen Monaten iſt, wird man hier wohl die Möwen finden, die alljährlich talaufwärts kommen, um dieſem Bau, den ſie beſonders verehren, zu huldigen. Da hocken ſie unten bei der Einmündung des Radobolje ſchüchtern nebeneinander und blicken andachtsvoll empor zu dem Steinbogen der Brücke; oder ſie heben ſich zum Fluge und beginnen ihr unermüdliches, weißleuchtendes Kreiſen um dieſen wundervollen Brückenbogen, deſſen Schönheit ſie zu berauſchen ſcheint. Man iſt da nur allzuſehr verſucht, dieſe Vögel zu prüfen, ob ſie gänzlich ihrer tieriſchen Bedürfniſſe vergeſſen haben. Nahebei in der Čarſija wird man ein Stück lichten Maisbrotes erſtehen und wieder auf die Brücke zurückkehren, um die Möwen zu füttern. Und wirklich kommen ſie nun, die ſeit vielen Stunden völlig verſäumt haben, Nahrung zu ſuchen, überwältigt vom Hunger, und haſchen nach dem zugeworfenen Brot. Sie nehmen es fliegend faſt aus den Fingern, oder ſie führen die überraſchendſten Flugkünſte aus, um der Brocken im Fluge habhaft zu werden: ſie fliegen den Stückchen voran in den tiefſten Abgrund

und fangen sie erst unten im raschesten Falle; oder sie lassen sich im Fluge hinabsinken neben dem Brote, als wären sie selbst von fremder Macht hinabgeschleudert, und im letzten Augenblick erwischen sie das Brot noch trocken und netzen nur die Spitzen der Flügel im Wasser; manche aber verliert unten plötzlich die langen schwenkenden Flügel und treibt als kleiner heller Vogel sitzend auf dem grünen Narentawasser und taucht den Kopf nach dem Brote. Vielleicht lassen sich auch einmal zwei Möwen mit den Rücken aneinander kopfüber neben einem Brocken hinabfallen, und man erinnert sich des eingemauerten Liebespaares, als müßte das schöne Hinabstürzen des Möwenpaares eine tiefere Beziehung zu ihm haben.

Einmal stand ich auf der Brücke und schaute dem Fliegen der Möwen zu und mußte dieses denken: Vielleicht sehen die Vögel in der hochgespannten Brücke nichts anderes als eine ungeheure versteinerte Möwe. Vor grauen Zeiten flog einstens diese Möwe zum erstenmal über das Land, und gerade hier war sie von der Schönheit dieses Erdenfleckes so betroffen, daß sie im Fluge innehielt und in der Bewunderung selbst vergaß, die Flügel einzuziehen, und so, mit den Flügelspitzen die Ufer der Narenta berührend, zu Stein wurde. Wie in manchen Ländern die Menschen Götzenbilder anbeten, die nichts anderes sind als ihre phantastisch vergrößerten Ebenbilder aus Stein, so mögen diese Vögel in der Alten Brücke von Mostar ihren Gott verehren; denn sie kann in der Tat die Vorstellung erwecken, als wäre sie ein ungeheurer grauer Vogel, der im leichten Fluge mit den Flügelspitzen die Ufer der Narenta berührt.

Erst am Nachmittag, wenn sie durch den kalten Schatten des Berges Hum verscheucht werden, verlassen die Möwen die Alte Brücke, um den Strahlen der untergehenden Sonne zu folgen, immer höher und höher. Es scheint dann, als hätten sich die

abendlichen Sonnenstrahlen im letzten Spiel zu lebendigen Wesen verdichtet, und in den Schatten getaucht, sind sie, in ihrem fahlen Weiß gegen das dunkle Grau eines Karsthanges gesehen, nichts anderes als ein zuckender Widerschein von den glänzenden Rücken des Velež und der Prenjplanina. So erdentrückt sind sie dann in ihrem Kreisen, daß es einem gewiß nicht mehr einfallen würde, zu versuchen, sie mit Brotbrocken herniederzulocken. Und vielleicht gilt auch dieses Kreisen in den Höhen irgendwie der schönen Alten Brücke von Mostar.

Die fünf Heiligen Fetwas

Als am 11. November 1914 das Osmanische Reich den Krieg erklärte, wurden dem Scheich ul Islam Chairi Ben Awni Al-urkubi fünf Fragen zur Begutachtung vorgelegt. Die Stellung des Scheich ul Islam entspricht ungefähr der eines Ministers der Geistlichen Angelegenheiten im Gesamtministerium, seine Unterschrift folgt unmittelbar der des Großwesirs bei allen wichtigen Staatsurkunden. Ihm liegt die Wahrung des alten, auf dem Koran beruhenden Heiligen Gesetzes ob, und er antwortet auf alle an ihn gestellten Fragen nur mit ja oder nein. Der Sultan der Türkei konnte in seiner Eigenschaft als Kalif nur auf Grund eines solchen Rechtsgutachtens alle Muslime der ganzen Welt zum Dschihad, dem Heiligen Kriege, auffordern, und so wird auch in dem gleichzeitigen Aufrufe des Sultan-Kalifen an Heer und Flotte von dem „großen Glaubenskrieg, zu welchem Ich mit den Heiligen Fetwas die dreihundert Millionen Muslime eingeladen habe", gesprochen.

Die Rechtsgutachten wurden zuerst in der Stambuler Tageszeitung „Sabah" vom 15. November 1914 in osmanisch-türkischer Sprache veröffentlicht und gleichzeitig vier andere Fas-

sungen in arabischer, persischer, tatarisch-türkischer und Urdusprache (Hindostani) verbreitet. Wir entnehmen ihre, von einem unsrer hervorragendsten Orientalisten gefertigte deutsche Übersetzung der „Welt des Islams", Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde" Bd. III, 1915, Heft 1, S. 2 f.:

Die fünf Heiligen Fetwas (Rechtsgutachten)

Nr. 1. Wenn Seine Majestät der Padischah des Islams, sobald der Angriff der Feinde auf die Islamwelt stattgefunden hat und Beraubung und Plünderung der islamischen Länder und Gefangennehmung von islamischen Personen festgestellt ist, durch allgemeinen Aufruf den Glaubenskrieg befohlen hat, ist dann der Glaubenskrieg nach Maßgabe des Hohen Koranspruches (9, 41): „Ziehet aus, leicht und schwer, und kämpfet mit euerm Vermögen und euerm Leben (auf dem Pfade Gottes)" Pflicht für sämtliche Muslime, und ist es individuelle Pflicht sämtlicher in allen Erdteilen wohnender Muslime, jung und alt, Berittene und Unberittene, mit ihrem Gut und mit Leib und Leben zum Glaubenskrieg zu eilen? — Antwort: Ja!

Nr. 2. Es ist festgestellt, daß Rußland, England und Frankreich dem Islamischen Kalifat feindlich sind und alle Anstrengungen machen — Gott verhüte es! —, das hohe Licht des Islams auszulöschen, indem sie auf solche Weise gegenwärtig die Hohe Stelle des Islamischen Kalifats und die Kaiserlichen Länder mit ihren Kriegsschiffen und Landheeren angriffen, ist es da Pflicht sämtlicher Muslime, die sich unter der Verwaltung jener Regierungen und der sie unterstützenden Regierungen befinden, auch gegen die erwähnten Regierungen den Glaubenskrieg zu erklären und zum tätlichen Überfall zu eilen? — Antwort: Ja!

Nr. 3. Die Erreichung solches Zieles hängt davon ab, daß sämtliche Muslime zum Glaubenskriege eilen, wenn davon

einige — Gott verhüte es! — sich saumselig zeigen, ist dann ihre Saumseligkeit eine große Sünde, und verdienen sie den göttlichen Zorn und die Bestrafung dieser argen Sünde? — Antwort: Ja!

Nr. 4. Sollten auch die Islamischen Angehörigen der auf solche Weise mit der Islamischen Regierung kämpfenden vorerwähnten Regierungen durch die Bedrohung mit Tötung ihrer eigenen Person und Vernichtung ihrer sämtlichen Familienangehörigen in eine Zwangslage versetzt werden, ist es dann dennoch nach dem Rechte unverbrüchliches Verbot für sie, gegen die Truppen der Islamischen Regierung zu kämpfen, und verdienen sie, wenn sie es dennoch tun, die Höllenstrafe? — Antwort: Ja!

Nr. 5. Die im gegenwärtigen Kriege unter der Verwaltung der Regierungen von England, Frankreich, Rußland, Serbien, Montenegro und ihrer Helfer sich befindenden Muslime würden durch Kampf gegen die die Hohe Islamische Regierung unterstützenden Staaten Deutschland und Österreich dem Islamischen Kalifat Schaden zufügen — ist ein solches Verhalten eine große Sünde, und verdienen sie dadurch schmerzvolle Strafe? — Antwort: Ja!

Geschrieben von dem Gottesbedürftigen Chairi Ben Awni Al-urkubi.

Felix Braun: Die Bäume des Paradieses

Der Baum der Erkenntnis

Nicht aus dem Erdreich, aus der bloßen Luft
aufstieg der Baum, astkahl, mit riesigem Stamme,
behängt mit Laub von herbstlichem Geflamme,
das doch nur Schein war, Blüten voller Duft,

auch sie nur Schein, und Früchten, deren Schale,
wiewohl nur Bild, doch so voll Wonne war,
daß in der Dämmrung oft im seligen Tale
sich Engel lagerten in reicher Schar,

um sie zu schaun. Doch keiner je begehrte
Besitz des Truges. Und die Tiere sahn
nur Luft, die wohl ein andres Licht durchklärte;
und streifte eins des Stammes Rinde an,
war darum dennoch keine Schuld getan.

Einzig die Spinnen überlisteten
den höchsten Ratschluß, wenn sie niederhingen
und zu dem Netze, drin sie nisteten,
auf schwankem Faden eilends aufwärts gingen,

daß sie ein kurzes Stück den Stamm entlang
hinliefen und das Feste dunkel spürten
nach so viel Wanken, Wind und Überhang.
Und wenn die Vögel blind das Holz berührten —
wie gab das gläsern einen Klang!

Die Spechte freilich, die des Schnabels Kraft
daran erprobten, ließen ab. Doch flogen
die andern alle um den nackten Schaft,
durchs Laubwerk hin und um der Äste Bogen.

Die Engel lächelten einander an,
daß jedes Gleichmaß sich verschob in Klingen,
und aus des Baumes Spiegellaub begann
Bewegung leise an und ab zu schwingen

und war doch Schein. Er ragte ſchattenlos
über der Welt: nackt, kahl. Die Engel ſchauten
voll Graun: die Wurzel ſprang aus Gottes Schoß —
und knieten hin und griffen in die Lauten.

Der Baum des Lebens

Die Wurzeln wie ein lagernd Menſchenpaar,
ein Mann, ein Weib, auf dichtem Wieſenplan.
Aus ihren Häuptern ſtieg der Stamm hinan,
der, breit und feſt, voll Harz und Honig war

und, kaum begonnen, plötzlich ſich verlor
in niederhangend weiter Wipfelhülle,
die mit blutroten Laubes mächtiger Fülle
umrauſchte. Früchte blinkten draus hervor,

buntfarbig, ſaftverratend, prall am Stiel.
Die Vögel hackten ein. Die Tiere riſſen
ſie ſchnappend ab mit blitzenden Gebiſſen.
Die ſchönſte griff der Wind, eh ſie verfiel.

Hoch in der Krone ſauſt' es wie das Blut
im Ohr des Fiebernden. Die Vögel ſchrien.
Das Aſtwerk wimmelte von Kerbtierbrut:
grünliche Raupen, Käfer krochen hin,

und Bienen ſchwirrten, wolkenhaft geballt.
Der Sonne Licht lag voll auf jedem Blatte.
Wer ſich in dieſem Schatten ruhen hatte,
der hatte Jahre nur und ward nie alt.

Nachts ſuchten Engel in dem duftigen Gras
nach abgefallnen Früchten, und ſie nahmen
die Kerne aus, die ſchwarz zum Vorſchein kamen,
ſie auszuſäen. Wenn Adam davon aß,

ſah er es ihnen ab, und ſpielend tat
er nach, was er dereinſt im Dienſte mußte.
Er, der vom Weib nichts noch von Sünde wußte,
vollbrachte ſchon das Werk der Saat.

Aus Kaiſer Joſephs letzten Tagen

Die Kräfte ſchwanden immer mehr. Es trat Schlafloſigkeit ein, Blutſpucken, ein ſchwindſüchtiger, trockener Huſten und häufige Ohnmachten. Joſeph erkannte, daß er den unvermeidlichen Tod vor Augen habe, er wandte ſich am 5. Februar 1790, um Gewißheit ſich zu verſchaffen, an ſeinen Leibarzt, den ehrlichen, unerſchrockenen Quarin. „Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben, Sie können frei ſprechen, aber es wäre für meine Staaten nicht gut, überraſcht zu werden." Als Quarin, tief bewegt, entgegnete: „Man kann für keinen Augenblick ſtehen," ſagte Joſeph: „Ich danke Ihnen, mein lieber Quarin, für dieſen Beweis Ihrer Freundſchaft, ich werde erkenntlich ſein." Quarin erhielt ein Geſchenk von 10 000 Gulden und aus allerhöchſt eigener Bewegung einen Adelsbrief auf den Titel Baron.

Joſeph ſchickte ſich nun an, ſeinen Frieden mit der Welt zu machen. Der berühmte, geiſtreiche Prinz Carl von Ligne, ein geborener Belgier, war zu ihm gekommen. In einem Briefe an die Kaiſerin Katharina von Rußland ſchildert der Prinz das denkwürdige Geſpräch: „Der Kaiſer ſprach mich wenige

Tage vor seinem Tode, als ich von der Armee aus Ungarn zurückkam. ‚Ich befand mich gestern nicht in dem Zustand, Sie zu sehen,‘ waren seine Worte. ‚Ihr Land tötet mich, mit Gents Einnahme begann mein Todeskampf, und das verlassene Brüssel ist mein Ende. Welche Schande für mich!‘ (Er wiederholte das Wort öfter.) ‚Ich sterbe daran. Der müßte von Holz sein, der anders könnte. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mich getan haben. Loudon hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Ich danke Ihnen für Ihre Treue. Gehen Sie nach den Niederlanden, lassen Sie sie zu ihrem Monarchen zurückkehren, und wenn Sie das nicht können, so bleiben Sie dort. Opfern Sie mir nicht alle Ihre Vorteile! Sie haben Kinder!‘

Des Kaisers Worte haben mich so lebendig durchdrungen, sind meiner Erinnerung so fest eingeprägt, daß Ew. Kaiserliche Majestät dessen gewiß sein können: nicht eins steht hier, das er nicht gesagt hat. Mein Benehmen soll meine Antwort sein: es ist unnütz, daß ich von Tränen unterbrochene Worte wiederhole.“

„Hat man hie und da Tränen fließen sehen, als mir das Heilige Abendmahl gereicht wurde?“ fragte der Kaiser Frau von Chanclos, die er kurz darauf gewahr ward. Ihre Antwort war: „Ja, ich habe unter mehreren den Prinzen von Ligne heftig weinen gesehen.“

„Ich glaube nicht, so viel wert zu sein,“ erwiderte der Kaiser fast in einem scherzhaften Tone.

Am 14. nahm er Abschied von Loudon und Hadik. Er sagte zu Loudon: „Reichen Sie mir Ihre alte Hand, ich werde nicht mehr das Vergnügen haben, sie zu drücken.“ Darauf wandte er sich zu Hadik und sprach mit zitternder Stimme: „Gott befohlen, mein lieber Hadik, wir sehen uns hier zum letzten Male.“ Beim Abschied übergab er Hadik als Präsidenten des Hof-

kriegsrats einen Tagesbefehl an die Armee, worin er ausdrückte, daß er nicht in das Grab steigen wolle, ohne der Armee ein öffentliches Zeugnis seiner Liebe und der völligen Zufriedenheit mit ihrer unwandelbaren Treue, Tapferkeit und Zucht noch zu hinterlassen.

Die Gemahlin des Erzherzogs Franz, Erzherzogin Elisabeth, hatte vielfältig Verlangen gezeigt, ihn zu besuchen; es war ihr aber, ihrer nahe bevorstehenden Entbindung wegen, nicht erlaubt worden. Nachdem der Kaiser am 15. Februar die Letzte Ölung empfangen hatte, wollte sich die Erzherzogin durch keine Vorstellung mehr abhalten lassen, ihn noch einmal zu sehen, und er selbst mußte ihrem dringenden Verlangen nachgeben; nur ließ er sie bitten, daß sie um ihrer selbst willen sich fassen und nicht weinen möchte. Dies versprach sie und ward nun in einer Sänfte hineingetragen. Damit sie über des Kaisers Totenbläße und über seine Abgezehrtheit nicht erschrecke, ließ er, ehe sie ins Zimmer trat, die Fensterladen zumachen, und es ward in einer Ecke bloß ein Nachtlicht angezündet. Man kann denken, unter was für Empfindungen sie in das Sterbezimmer des Monarchen trat, der ihr so viele Beweise seiner Vorsorge gegeben hatte und den sie deshalb überaus hochschätzte. Kaum war sie bis zu seinem Sitz hingewankt und hatte nächst demselben Platz genommen, als schon die ersten Worte, die der Kaiser mit bebender Stimme zu ihr sagte, sie dermaßen erschütterten, daß sie ohnmächtig ward und in diesem Zustande der Betäubung wieder hinausgebracht werden mußte, ohne daß sie weder etwas hätte sagen noch von dem, was er ihr zu sagen gedacht, etwas hätte vernehmen können. Es war dies ein seelenerschütternder Auftritt. Der Monarch ermahnte sie zur Geduld und zum Vertrauen auf Gott, bat sie, ihre Frucht im Mutterleibe zu schonen und sich durch Traurigkeit nicht zu

kränken, und bezeugte ihr, daß ihn sein Zustand nur deswegen schmerzte, weil eben die Zeit ihrer Entbindung vorhanden sei. Er gab ihr seinen Segen und entließ sie.

Elisabeth fing am 17. Februar morgens mit den schmerzlichsten Wehen ihrer nahen Niederkunft zu ringen an, litt schrecklich, bis sie abends neun Uhr eine Tochter zur Welt gebar; am folgenden Morgen, den 18., halb sechs Uhr war sie eine Leiche.

Der Graf von Rosenberg erschien gegen acht Uhr des andern Morgens in dem Zimmer des Monarchen, der ihm wie gewöhnlich guten Morgen sagte und sich nach der Erzherzogin erkundigte. Der Graf sagte ihm, sie befände sich schlecht. Und als der Kaiser vermutete, daß hier bloß die Rede von den Folgen der schweren Entbindung sei, sagte ihm der Graf, sie sei in Gefahr. Hierauf fragte der Kaiser, ob der Graf es für nötig halte, daß man sie mit dem Hochwürdigen versehe, und da der Graf versetzte, daß es zu spät sei, so sah der Kaiser nun, daß er seine geliebte Nichte verloren habe. Er stützte den Kopf auf seine Hände und rief: „Und ich lebe noch? — Herr, dein Wille geschehe!" — Nachdem er nun zehn Minuten lang in sprachloser Betäubung dagesessen hatte, gab er die Befehle zu ihrem Begräbnis und setzte hinzu: weil der Körper der Prinzessin dem seinigen Platz machen müßte, so könnte sie keine drei Tage in der Kapelle ausgesetzt stehen, und es wäre also nötig, daß man sie heute begrabe.

An diesem Tage, dem 18. und dem 19. Februar, traf er seine letzten Anordnungen, vermachte seinen Sekretären und Dienern, vielen Personen vom Hofpersonal und einer großen Anzahl von Witwen noch gegen eine halbe Million Gulden, vollzog noch einige Beförderungsakte und schrieb mit zitternder Hand noch einige Handbillette an seine liebsten Freunde und Freundinnen. Noch am 19. schrieb er französisch an Kaunitz,

der ihm seine Teilnahme an dem Tode der Erzherzogin Elisabeth bezeigt hatte:

„Lieber Freund! Ich bin von dem Ausdrucke Ihrer Teilnahme ganz gerührt; allein was kann ich bei den Verhängnissen der Vorsehung anders tun, als mich denselben unterwerfen? Was Sie betrifft, empfangen Sie von mir die unbegrenzte Versicherung der vollkommensten Erkenntlichkeit, der größten Hochachtung und des aufrichtigsten Zutrauens, die Sie vor allen anderen verdienen; und seien Sie versichert, daß es mich unendlich schmerzt, wenn ich daran denke, daß ich außerstande bin, länger Ihre Einsichten zu benutzen. Ich umarme Sie und empfehle Ihnen in diesem gefährlichen Zeitpunkte mein Vaterland, das mir so sehr am Herzen liegt.

Joseph."

An den Feldmarschall Grafen Lascy schrieb er:

„Mein lieber Feldmarschall Lascy! Meine zitternde Hand allein macht es mir unmöglich, dieses Wenige mit eigener Hand zu schreiben, daher muß ich mich einer fremden bedienen, weil ich den Augenblick mit schnellen Schritten herannahen sehe, der uns auf immer trennen soll.

Ich würde sehr undankbar sein, wenn ich die Welt verließe, ohne Ihnen, mein teurer Freund, die Gesinnungen von Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, die ich Ihnen in so verschiedenen Rücksichten schuldig bin und das Vergnügen hatte, im Angesichte der ganzen Erde geltend zu machen. Ja! wenn ich in der Welt etwas geworden bin, so danke ich es Ihnen, denn Sie waren es, der mich gebildet, der mich aufgeklärt hat, die Menschen kennen lehrte, und überdies verdankt auch die ganze Armee Ihnen ihre Bildung, ihren Ruhm und ihr Ansehen. Die Sicherheit Ihrer Ratschläge in allen Angelegenheiten, die persönliche Anhänglichkeit an mich, die kein großes oder kleines

Ereignis jemals erschüttert hat, all dies, mein lieber Feldmarschall, macht, daß ich außerstande bin, Ihnen meinen Dank hinlänglich zu bezeugen.

Ich sehe Ihre Tränen um mich fließen; Tränen eines großen Mannes und eines Weisen sind die schönste Apologie. Empfangen Sie dafür, indem ich Sie zärtlich umarme, mein Lebewohl. Das einzige, was ich in der Welt zu verlassen bedaure, ist die kleine Anzahl von Freunden, unter denen Sie gewiß der erste sind. Erinnern Sie sich meiner! Ihr aufrichtiger Freund und zugetaner

Den 19. Februar 1790. Joseph."

Der letzte Abschiedsbrief Josephs galt dem Zirkel von fünf Damen der Hocharistokratie, der sich bei der Fürstin Leopoldine Liechtenstein zu versammeln pflegte und dessen allabendlicher Gast der Kaiser war. Der Brief trägt die Aufschrift: „Aux cinq dames réunies de la société qui m'y toléraient"; er lautet:

„Mein Ende naht heran, es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Höflichkeit und Freundschaft und angenehme Freiheit zu bezeugen, die Sie mir während so vieler Jahre, die wir in Gesellschaft miteinander zugebracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen die Gewogenheit hatten. Ich bereue keinen Tag: keiner war mir zuviel, und dies Vergnügen, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, das ich darbringe, indem ich die Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebet zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit der Vorsehung in Ansehung meiner nicht genug mit Dank erkennen; dieses alles ist in denselben vereiniget, so, daß ich mit ganzer Resignation meine letzte Stunde erwarte.

Leben Sie wohl! Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweiset meinen Zustand.

Joseph."

Am Abend des 19. Februar nahm Joseph noch den Besuch von Lascy und Rosenberg an. Auch ließ er sich die neugeborene Prinzessin bringen, nahm sie auf den Arm und küßte das Kind mit tränenden Augen. „Schönes Kind, wahres Bild deiner tugendhaften Mutter," sagte er. „Doch tragt sie fort; die Stunde meiner Auflösung ist nahe!" Nachts zehn Uhr entließ er die Sekretäre und sagte dann zu den Ärzten wegen der Dienerschaft auf lateinisch: „Schon wird es nicht lange mehr währen, ich fühle den Todeskampf bereits in mir." Darauf ließ er den Beichtvater, einen Augustinermönch, eintreten. Der Leibarzt, Baron Störk, erbot sich, die Nacht bei ihm zu wachen. Joseph lehnte freundlich ab mit den Worten: „Nein, mein Lieber! Warum wollen Sie sich inkommodieren? Wenn ich Sie brauche, werde ich Sie schon rufen lassen. Heute nacht muß ich schon mit meinem schwarzen Herrn bleiben!"

Joseph ließ sich nun von seinem Beichtvater das Gebet „Herr Gott, dich loben wir!" vorlesen. Darauf betete er selbst: „Herr, der du allein mein Herz kennst, dich rufe ich zum Zeugen an, daß ich alles, was ich unternahm und befahl, aus keinen anderen Absichten als zum Wohl und Besten meiner Untertanen meinte. Dein Wille geschehe!" Darauf entließ er den Beichtvater, der ins Vorzimmer zu den anderen daselbst Harrenden sich begab.

Als Joseph am Morgen des 20. Februar gegen vier Uhr aus einem kleinen Schlummer erwachte, kamen Lascy, Dietrichstein, Rosenberg und Störk zu ihm. „Sind Sie auch da?" fragte er sie und bat sodann den Leibarzt, ihm etwas Stär-

kendes zu geben. Er nahm etwas Bouillon, fand sich aber gar bald sehr übel. Störk fühlte beinahe keinen Puls mehr; er erwähnte des Beichtvaters im Nebenzimmer. Joseph verstand den Wink und ließ ihn eintreten. Er mußte ihm vorlesen. Als er an die Worte kam: „So bleiben nun Glauben, Hoffnung und Liebe" usw., sprach der Kaiser den Glauben laut nach, die Hoffnung betete er stille, doch verständlich, das Wort Liebe sprach er mit der größten Inbrunst mit. Dann sagte er zu dem Beichtvater: „Nun ist es genug! Dies Gebetbuch brauche ich nun nicht mehr. Ich schenke es Ihnen, behalten Sie es zum Andenken!" — Seine letzten Worte, die er zu dem Beichtvater sagte, waren: „Beten Sie: In deine Hände, o Herr, empfehle ich meine Seele!" Für sich selbst hörte man ihn darauf noch sagen: „Ich glaube meine Pflicht als Mensch und Fürst getan zu haben." Darauf legte er sich auf die Seite, atmete noch einige Male, geriet in etliche Minuten lange Zuckungen und gab gegen halb sechs Uhr morgens seinen Geist auf. Erzherzog Franz, der nachmalige Kaiser, Rosenberg und Dietrichstein waren bei seinem Sterben.

Kronprinz Rudolf: Die Donau-Auen

Zwischen den beiden Donaudurchbrüchen, dem einen nördlich von Wien, wo der Wienerwald vom Bisamberg getrennt wird, und dem andern an der ungarischen Grenze, der den Hundsheimer Berg von den Kleinen Karpathen scheidet, durchfließt der Strom trägen Laufes eine Ebene, die zu Auen und Inselbildungen reichliche Gelegenheit bietet. Dieses Donaugebiet ist, sowohl was die Flora und das gesamte Pflanzenleben als auch das reiche Tierleben betrifft, ein in mancher Beziehung höchst eigenartiger interessanter Landstrich. Nahe sehr verschiedenen

Gebirgszügen: Karpathen, Alpen, den Ausläufern des Leithagebirges und des Mähren und Böhmen durchziehenden Hochplateaus, ferner zwischen den Ebenen des Marchfeldes und des Wiener Beckens hat das Augebiet an der Donau von den umliegenden Typen angezogen, in sich aufgenommen und doch dabei sein ganz spezifisches Wesen beibehalten. Die niederösterreichischen Donau-Auen sind eine Welt für sich, und wer nur die Wälder und Gebirge, sowie die Ebenen dieses Landes kennt, ahnt nicht, daß in unmittelbarer Nähe der Weltstadt eine noch recht einsame und ganz für sich allein charakteristische Wildnis besteht.

Unter dem Einflusse der Jahreszeiten verändern die Auen, deren Anblick in erster Linie durch die Vegetation bedingt ist, wesentlich ihren Charakter. Um dem Leser in Kürze ein Bild vom Typus dieser Gegenden zu geben, trete er in die stillen Gründe während des Frühjahrserwachens, im Spätsommer und im Winter.

Frühling ist es, lichtblau der Himmel, warm die Sonnenstrahlen, die an der Sandbank lecken, so daß Tausende von kleinen Muscheln kristallhell glänzen, grünlich schimmert die Donau, und niedrig ist der Wasserstand. Über Schotterbänke hinweg, zwischen leichtem Weidenanflug, dem großäugige Triele, kleine Sandläufer und Regenpfeifer mit langgedehntem Rufe entgegenfliegen, gelangen wir an Wasserarmen und Lacken vorbei; hoch ist schon das Schilf, und zwischen breitlaubigen Wasserblumen und saftig grünen Blättern huschen Fische umher und unzählige Frösche; unter unseren Tritten knirscht der heiße Kies, und gleich daneben versinkt der Fluß im tiefen Lehm. Stockenten, alle gepaart, plättern empor, erschreckt ihr Nest verlassend, und eine überraschte Otter gleitet in die klare Flut. Über ein steil überhängendes Ufer klettern wir hinauf und dringen in die Geheimnisse des Auwaldes ein. Hohe Reitgräser, dichte Gebüsche, mit

Waldreben und wildem Hopfen umsponnene Erlen hemmen auf Schritt und Tritt die Wanderung.

Die Pappeln duften so eigentümlich stark, die letzten Veilchen verblassen, und die ersten Maiglöckchen entsenden ihren Wohlgeruch, der Bärenlauch und andere Zwiebelpflanzen öffnen ihre Blüten. Alles sproßt und grünt, ein dichtes Laubdach ist über uns ausgespannt, in welchem Grasmücken ihre Lieder schmettern und goldgelbe Pirole pfeifend umherhuschen, verliebte Turtel- und Ringeltauben girren in den Kronen der hohen Silberpappeln, und Nebelkrähen sitzen krächzend bei ihren Nestern. Nun gelangen wir in einen lichten Bestand. Schlanke weiße Stämme ragen hoch empor, Raubvögelhorste stehen in ansehnlicher Zahl in den gabelförmigen Ästen; rote und schwarze Milane, Bussarde, Blaufuß- und kleinere Falken führen da ein herrliches Leben; die Weibchen sitzen auf den Nestern, während die Männchen hoch in den ätherblauen Lüften ihre Flugkünste ausführen; hier und da hängt noch ein alter breiter Adlerhorst windschief an einem dicken Aste als Beweis, daß hier vorzeiten noch mächtigeres Raubzeug hauste. Ein niederer Hau am Rande des Hochwaldes, bedeckt mit dornenbewehrten Gebüschen, hohen Gräsern und einzelnem Röhricht, muß durchschritten werden; Fasane fliegen lärmend auf, und tänzelnden Fluges flattern allenthalben die am Boden nistenden blauen Wiesen-, weißlichen Korn- und rostbraunen Rohrweihen empor, ein Reh blickt schüchtern nach den fremden Eindringlingen, und ober dem nahen breiten Schönauer Arm kreist beutesuchend ein weißer Fischadler.

Zwei nicht allzu große Waldpartien, hohe Pappelgehölze, mit dichtem Unterwuchs zwischen den breiten Stämmen, von kleinen lehmigen Wasseradern durchzogen, fesseln nun unsere Aufmerksamkeit durch das eigentümliche Leben, das sich da vor

den Blicken entrollt. Die Bäume sind ganz bedeckt mit runden und flachen Nestern, und den Boden überzieht eine dicke Guanoschichte; halbverfaulte Fische, teils schon angenagt, verpesten die von dicken Fliegen und summenden Gelsen erfüllte Luft. Und oben in den Wipfeln herrscht reges Leben, graue Reiher im vollen Hochzeitsschmuck, und grünlich-schillernde plumpe Kormorane stehen auf den Nestern und auf den Zweigen oder fliegen mit Gepolter und heiserem Gekrächze auf und ab. Ununterbrochene Unruhe erfüllt den ganzen Wald, und von früh bis Abend ziehen die Hunderte von gemeinsam horstenden Vögeln von ihrem Jagdplatz der Donau und den anderen breiten Auen zu, um brütende Gemahlinnen oder hungrige Junge mit Speise zu versehen. Fischen und Verzehren — das sind die unentwegt rasch aufeinanderfolgenden Grundprinzipien dieser Vogelexistenzen, und was da im Laufe des Frühlings und insbesondere im Sommer, wenn auch die Nachkommenschaft hinauseilt zu den blauen Fluten, die Donau an Fischen liefern muß, läßt sich kaum ermessen.

Die weißen Möven fliegen nach den Sandbänken, ihren Schlafplätzen, ein Flug Kiebitze umflattert pfeifend die lehmigen Stellen, Fische springen hoch aus den Wellen nach Mücken haschend, und ein frischer Abendwind zieht die Donau entlang; der Abend ist hereingebrochen, und ein Kahn trägt uns über die kräuselnden Fluten des Hauptstromes: wie graugrüne Wände umsäumen die Auwälder beide Ufer, so weit das Auge reicht, tiefe Stille herrscht, nur dann und wann unterbricht ein Dampfschiff die Ruhe des Abends.

An den schotterigen Gestaden stehen in statuenhafter Unbeweglichkeit Fischer, die Pfeife im Munde, in zerlumpten Kleidern, wettergebräunte Leute, das kleine Netz in den Händen — Seeräuber nennt sie das Volk in diesen Gegenden. Fischen

— ein reines Glücksspiel in Anbetracht der mangelhaften Utensilien — bildet den Haupterwerb, etwas Schlingenstellen, Auffinden der hier in reicher Zahl angeschwemmten Leichname, Baumklettern und Nesterausnehmen sind ihre Nebenerwerbsquellen, und Rudern in elenden Kähnen bei jedem Wetter, den Eisstoß, kaum daß er sich bildet, als Brücke benützen, sind Künste, in denen diese halb auf dem Wasser, halb auf dem Lande lebenden amphibienartigen Menschen Meisterstücke liefern.

Eine kühle, tiefdunkle Spätsommernacht liegt rings gebreitet, in einem Kahn gleiten wir rasch über die Donau. Nasse Nebel, wie sie am Strome auf und nieder ziehen, durchfrösteln Mark und Bein, und das hohe Reitgras am Ufer trieft vom Tau, der allnächtlich in reicher Menge alles überdeckt.

Allmählich beginnt es im fernen Osten zu dämmern, lichte Streifen überziehen immer weiter und weiter sich dehnend die eine Hälfte des Firmamentes, während die andere noch in bleischwarzen Tinten schwimmt. Der Ruf des Waldkauzes, der langgezogene Pfiff des Triels, das heisere Kreischen des nächtlich fischenden Reihers, sowie der schwirrende Flügelschlag der endlosen Eulenzüge, die von den Feldern und kleinen Bächen in die Auen zurückkehren, stören die majestätische Ruhe der schönen Septembernacht. Über Sanddünen, durch Weidenanflug, an einem Arme entlang dringen wir vor gegen das Rohrwörth, dessen Hochhölzer wie dunkle Mauern uns gegenüberstehen. Plötzlich erschallt ein Ruf, eine tiefe, imposante, weithin schallende Stimme; wie Orgelton klingt das Brautlied des hochgeweihten Hirsches; dem wackeren Kämpfer antwortet nicht allzuweit ein würdiger Rivale, und bald lassen sich von jedem Haufen aus den verschiedensten Richtungen her dröhnende Stimmen vernehmen. Jetzt heißt es warten; wir stehen am Ufer eines kleinen Armes, am Rande eines Hoch-

holzes. Leise plätschert es im Wasser, bald da, bald dort, fischende Ottern sinds, und nun fallen auch sausend Enten dicht neben uns ein, quakend rascheln sie umher, und nur wie Schatten unterscheidet man sie gegen den leichten Schotter zu. Gespenstisch huscht ein Reiher daher, um einen Morgenimbiß einzunehmen, und pfeifendes Wassergeflügel schwirrt ununterbrochen durch die Lüfte.

Je näher dem Sonnenaufgang, desto kälter, desto nasser kleben die Donaunebel an den durchweichten Kleidern. Kurze Unterbrechungen ausgenommen, orgeln die Hirsche unablässig fort. Im Osten wird es immer heller, noch ist es nicht büchsenlicht, doch vorwärts, um lieber nahe zu sein, wenn es vollständig tagt. Ober einem brüchigen hohen Ufer durch Erlen und Pappelgebüsch schleichen wir vor, bis an die Knie durchnäßt von den im Tau triefenden, hohen, breitblätterigen Pflanzen, buschigen Brennesseln und langen Gräsern. Plötzlich erheben sich in einem Moment mit schußähnlichem Gepolter die vorsichtigen Enten, sie hatten uns bemerkt, auch die mißtrauischen Reiher schweben unter langgezogenen Warnungsrufen über den Wasserspiegel hinweg. Nun heißt es unbeweglich warten, denn die Hirsche, durch das jähe Geräusch gestört, halten in ihrem Morgenlied inne. Doch nicht allzulange dauert es, so läßt sich in der Ferne wieder eine Stimme vernehmen, bald eine zweite, dann noch eine, und endlich dröhnt auch wieder der brummende Baß des Kapitalhirsches nahe vor uns durch den stillen Morgen. Jetzt behutsam, ohne ein Ästchen zu brechen, durch das Erlenholz, wir sind dem Tone der Stimme nach am Platze, niedergekauert ist in einigen Sprüngen das Buschwerk durchsetzt, und wir knien am Rande des steil abfallenden Ufers.

Im Wasser hört man klatschende Schritte, Wildbret ist es, das durch den seichten Arm zieht, und unter kurz abgebrochenem,

brüllendem Schrei sprengt der alte Kämpe einen schwachen Eindringling. Deutlich vernehmbar knirscht der Kies unter den wuchtigen Schalen. Nun ist es Zeit, hinabzublicken über den ruhigen Spiegel nach der weißlichen Sandbank und dem niederen Weidenanflug des kleinen gegenüberliegenden Haufens; einige Stücke Mutterwild ziehen am spärlichen Buschwerk äsend auf und nieder, und das alte Kopftier scheint sich dem schützenden Dickicht nähern zu wollen. Doch wo ist der Hirsch?

Da bemerken wir am Boden eine unförmliche Masse, mächtige Geweihe, die sich hin und her bewegen, er ist es! Er suhlt sich im kühlen Lehm am Ufer des Wassers, um neue Stärkung zu schöpfen, er erhebt sich und folgt bedächtig dem Wild. Es ist höchste Zeit, doch leider noch zu dunkel. Zur Ewigkeit wird jede Minute, und ängstlich sucht das Auge den Fortschritten des heranbrechenden Tages zu folgen, immer weiter zieht der Rudel in den Weidenanflug hinein, und immer seltener erschallt die schon ermattende Stimme. Da plötzlich ertönt zu unserer Linken ein mächtiger, herausfordernder Schrei. Hohe, endenreiche Geweihe erscheinen langsam aus der Dickung; der Rivale ist es, der dem abziehenden Feind erbittert nachschleicht. Die Wirkung bleibt nicht aus. Der Platzhirsch hält inne, ergrimmt wendet er sich um, ein dumpfer Ruf gibt die Aufforderung zur Schlacht, und mit hochgehobenem Haupte zieht er stechenden Schrittes seinem eben verlassenen Brunftplane zu. Nun ist der Moment gekommen, vorsichtig wird die Büchse gehoben, die Mücke ist sichtbar, es geht; jetzt bleibt er stehen, um mit weit zurückgelegtem Geweih zum letzten Male seine Stimme zu erheben, doch da knallt so frisch und frei der helle Büchsenklang weithin schallend durch die stillen Auen. Eine lange Flucht zeigt an, daß das Blei traf; in großen Sätzen stürzt das erschreckte Kahlwild in die bergende Weideninsel, während der mächtige

Kronenhirsch durch das hochaufschäumende Wasser dicht neben uns über die steile Uferböschung empor zwischen Erlen und Pappelgesträuchen laut polternd dem Hochholz entgegeneilt.

Bläulicher Rauch lagert über dem stillen Wasser, mit den leichten Morgennebeln verschmelzend, blendend geht die Sonne fern im Osten hinter den zackigen Kuppen der Kleinen Karpathen auf, die Landschaft vergoldend, und weit über dem Strome drüben hinter den kahlen Ebenen des Wiener Beckens sehen wir die lange Kette des Wienerwaldes und über alles emporragend die glänzende Spitze des Schneeberges.

Ein Blick auf die Spur des Hirsches zeigt uns reichliche Rotfährte, die Kugel hat gewirkt, nun gilt es zurückzueilen nach dem Platze, wo der Jäger mit dem Schweißhunde wartet; die schwerste Arbeit kömmt erst, das Auffinden der Beute. Eine Stunde ist verflossen, schon meint es die Sonne ehrlich, und die heißen Strahlen haben Tausende von Gelsen aus ihren Schlupfwinkeln gelockt, Gesicht und Hände umsummen unablässig diese lästigen Blutsauger. Wir sind wieder am Platze, der Hund wird an die Fährte gelegt, vor Aufregung zitternd beschnüffelt er die dunkelroten Tropfen, die halb vertrocknet an den breiten Blättern kleben — nun legt er los, an langer Leine vom Jäger gehalten, wir folgen. Der schmale Erlenhag ist rasch durcheilt, im lichten Hochwald hindert nur etlicher Unterwuchs die schnelle Suche; doch jetzt führt die Spur an einen stillen Arm: stehendes Wasser mit Rohr und weißen Blumen bedeckt. Bis über die Knie waten wir im Pfuhl, hinauf geht es ein lehmiges Ufer, herrlich ist der Platz; blaue Libellen umflattern den Spiegel, dicht belaubte Äste hängen tief über den einsamen Grund. Um diese Zeit ist alles im üppigsten Grün, der Überreife schon nahe. Generationen überragen einander, die Frühlingsgewächse modern erdrückt unter den überwuchern-

den Kindern des Sommers, die Feuchte des Bodens dampft, und das Überquellen des Pflanzenlebens erzeugt dumpfe, ungesunde Gase. Auch das seichte Wasser nach der Hitze der letzten Monate läßt übelriechende Sumpfbildungen zu. In das dichteste Dickicht leitet uns die Fährte, ein Erlengehölz ist es mit mannshohen Gräsern, Röhricht, stechenden Brennesseln, dornenbewehrten Sträuchern; Lianen umschließen die Bäume, umwickeln, Einhalt gebietend, den Oberkörper. — Immer mehr zieht der Hund an der Leine, immer langsamer können wir ihm folgen. Das Weidmesser muß heraus, der Weg will Schritt für Schritt gebahnt sein. — Ein schlanker Rehbock mit hohem Gehörne springt erschreckt aus seinem ruhigen Lager, und die großen Schwärme von Wildtauben, die sich im September versammeln, fliegen klatschenden Fluges aus den Wipfeln der Erlen hervor. Immer eifriger wird der Hund, mit hochgehobener Nase beginnt er zu wittern; Vorsicht ist geboten, — da, zwischen dem Laube hindurch, nur wenige Schritte vor uns ist der rote Körper des Hirsches sichtbar. Er lebt noch! — Kaum hat er unsere Nähe geahnt, springt er schon empor und eilt, Äste brechend, Bäume mit sich reißend, mit lautem Gepolter nach vorwärts; der Hund wird gelöst; einige aufregende Minuten vergehen, bis der erfreuliche Klang des hellen Standlautes an unser Ohr dringt, — nun heißt es eiligst folgen. Mit der Schwere des Körpers stößt, wälzt und drängt man sich durch, endlich schimmert eine Lichtung entgegen. — In einer breiten Wasserlache, halb vom Schilf verdeckt, steht schwer und krank, auf den sehnigen Läufen sich mühsam haltend, der Hirsch, mit den von abgerissenen Schlingpflanzen dicht umsponnenen Geweihen teilnahmslos den allzu eifrigen Hund abwehrend. Ein kurzer Büchsenschuß dröhnt durch die Au, verendet sinkt der Recke nieder.

Und was für ein Tier ist es, solch ein fünf Zentner schwerer Donauhirsch; der lange breite Körper, das dicke Genick, der mächtige Brunfthals, der kurze Kopf mit der gebogenen Rammsnase, die stierähnlich geringelten Haare zwischen den Rosen und auf der Stirne, die hohen, weit ausgelegten dunklen Geweihe mit den elfenbeinweißen Enden und schaufelförmigen Kronen — sie stempeln ihn noch zum Urhirsch, wie er draußen im flachen Lande und in den Tiergärten seit langer Zeit nicht mehr zu finden ist.

Auch später im Oktober, wenn hoch oben in den Kronen der Bäume die Gewinde des wilden Weines schon rötlich erglänzen, das Laub sich verfärbt und einzelne Blätter, von den ersten Frösten geknickt, zur Erde tänzeln, ist es schön in den Auen. Auf den weiten Sandbänken stehen dann Tausende von Wildgänsen, ihre Raststation haltend, der erste kalte Tag treibt sie nach kurzem Aufenthalt an der Donau in südlichere Gegenden.

Und nun zieht der Winter in das Land. Die Wälder auf den Inseln sind ihres Schmuckes entkleidet, die Dickungen ragen wie trockene Besen empor, und der wilde Hopfen verdorrt braun und dürr am Stamme der Esche; kleinere Wasserarme überzieht eine Eisfläche, der Sand und die Lehmgründe sind zu harten Tennen gefroren, und der Schnee bedeckt die Erde.

Auf dem Hauptstrom schwimmen mächtige Eisschollen hinab, und an den Schotterbänken und in den offenen Wässern treiben sich unzählige Mengen Wasserwildes umher: nordische Gäste sind es, rosenrot schillernde Gänsejäger, scheckige Eisenten, große Taucher und noch mehr verschiedene Arten. Über ihnen schwebt, sie von früh bis abends beängstigend, der mächtige, gelblichgraue Seeadler, auch ein Wintergast unserer Inseln.

Wenn des Abends die Sonne zwischen kalten, rötlichen Nebeln zur Neige geht und starrer Frost die Erde umspannt, dann

kommen die Adler ruhigen Fluges nach anstrengender Jagd aus allen Teilen des Augebietes, um Ruhe zu suchen, am stillen, einsamen Gödenwasser, auf den hohen Silberpappeln mit den überhängenden Ästen. Groß sehen sie aus, die mächtigen Vögel, wenn sie da aufrecht stehen zwischen den dürren Zweigen. Manchmal gestaltet sich der Winter verhängnisvoll für die Haufen. Kommt Hochwasser, plötzlich den Eisstoß verdrängend, dann schieben sich die Eismassen hinein in den Schönauer Arm, die Fluten treten aus, und Eisberge schwimmen in den Wäldern umher, Bäume zerschneidend, Junghölzer niedermähend und jede lebende Kreatur erdrückend. Sie sind ein urwüchsig schönes Gebiet — unsere einsamen Donau-Inseln!

Max Mell: Gedichte

Grab im Winter

Du junges Grab, an das ich frösteln trete,
trägst heute abend deinen ersten Schnee;
— da muß ich glauben: wenns dem schmalen Beete
den letzten blassen Blumenflor verwehte,
tuts bis hinab zum armen Sarge weh.

Und muß ich zusehn, wie der Erde Walten,
das riesige, dich noch berührt und hält, —
dann lassen wir dich auch aus unsern alten
Gebräuchen nicht, und treu sie einzuhalten
bin ich heut nacht als Baum hierhergestellt.

Und will nichts sein als meines Blutes Rinnen;
in großen Ästen breitets seinen Lauf,
drin Zweig und Zweigchen heimlich sich verspinnen,

und unzählbare Lichter flammen drinnen
aus meiner unerloschnen Liebe auf.

Sonst hab ich nichts, zu dir mich zu bekennen,
hab über nichts auf dieser Erde Macht,
als daß ich hier mit feierlichem Brennen
den Lichterbaum, den sie sonst „Leben" nennen,
entgegenhalt der ungeheuren Nacht.

Die Alpennacht

Wie unruhvoll der hochbegrenzte Himmel,
der dünngestirnte, ist! Jetzt liegt der junge Mensch
schlankgliedrig auf der keuschen Lagerstätte
und hat um sich die Hütte: breite Rinden
umhüllen ihre Balken wie mit Häuten.
Und ringsum rauscht, damit er darauf horcht,
endlos sich in den Schlaf horcht, aller Wald,
rauscht um den ganzen Körper des Gebirges,
so innerlich im Sturm, als zög der Berg
aus seinem tiefsten Herzen dies Bewegen,
aus jener selben Tiefe, die die Quellen
gibt den gefällten ausgehöhlten Stämmen
in langem kaltem Faden. Aber wie
meß ich die Tiefe, die ihm Sehnsucht hergibt,
dem jungen Menschen? Daß er seine Arme
ins Schwarze streckt, das Ohr des Brausens voll,
und wünscht, es möge sich ein Zärtliches
warm zu ihm neigen, und da wirft er sich
herum auf seinem Lager, greift zur Kerze,
doch läßt er finster, spielt mit seinem Finger

im Schloß des Jagdgewehrs, tappt an den Balken
zum Zierat vom erlegten Auerhahn,
dreht einen Nagel aus — sitzt plötzlich auf
und horcht gespannt und wendet seine Augen
der Luke zu, in der zwei Sterne stehn.
Fern, wie von Eis, davor der laute Sturm.

Die Stadt auf dem Hügel

Haben die Haine, die stolz geschwellten
Lehnen der Berge, so viel Sinn,
gaben die nackten, die halberhellten
Abstürze dazu die Steine hin,

daß sich ein Hügel mit Häusern behänge,
daß sich ein Hügel mit Türmen bekrönt,
wie ein Antlitz voll Ernst und Strenge
sich mit seinem Schicksal verschönt?

Diese Stadt muß erbaut sein im Fluge:
tief in einer wolkigen Nacht,
Satyrn nahten in lärmendem Zuge,
und Zentauren mit stampfender Macht.

Und Dryaden mit grünlichen Händen,
Vögel vielleicht mit Gefiedern aus Stahl
halfen dem Hügel, sich zu vollenden,
und er war es mit einemmal.

Denn wo ein Schicksal sich kündet, erheben
hundert göttliche Hände sich flink,
formen es, reißen es in das Leben,
und es steht dann, ein fremdes Ding,

kann nicht erfühlt, nicht gedeutet werden,
wie dieſe Stadt zwiſchen Hängen und Hain,
und ſie laſſen es dann auf Erden
mit ſeiner Schönheit und ſich allein.

Der milde Herbſt von Anno 45

Ach, Uralter kanns erzählen, wie der Herbſt durch jenes Jahr
Wie ein Strom rann und ein Spiegel hundert Abendröten war.

An Obſtbäumen lehnten Leitern, knackten unter Eil und Fleiß,
Und die Kinder ſchmauſten immer, und die Kranken lachten leis.

Auf dem Boden rochs nach Äpfeln, in den Kellern feucht nach Wein,
und wer eine Senſe anſah, dem fiel doch der Tod nicht ein.

War ein Herbſt ſo lang wie jeder; Sonne ſinkt und Stunde ſchlägt;
doch an jedes Leben, ſchien uns, war ein Kleines zugelegt.

Paris von Gütersloh: Zwei Landſchaften

Wien im Frühling

Alles iſt hell und ſichtbar. Jeden einzelnen Sonnenſtrahl ſpürt man. Man ſieht ihn neben die anderen hingeſtrichelt, wie die weißen Gradzeichen an einem ungeheuren blauen Meßglaſe. In den Gärten geſchehen zärtliche Wunder, die Wieſen ſteigen in grünen Überſchwemmungen, aus den jungen, noch rundlichen Bäumen des Parkes fallen gelbe und

lichtgrüne Scheiben auf die frischknirschenden Kieswege. Die Sesselfrauen gehen hin und wieder und warten, strickend oder plaudernd, auf die Kindsmägde, auf die neuen Mütter, die ihre zum erstenmal gekühlten Sinne, ruhig und geradeaus, und mit etwas verschlafenen Schritten durch den Frühling tragen, auf die Studenten, die ihr Gemach unter freiem Himmel aufgeschlagen, auf die jungen Dichter, die mit dem feinsten Bleistifte eine zarte Linie in ihr Buch ritzen, als rissen sie vom Saume der hochzeitlichen Welt einen Streifen Spitzen. Die Kirchen werden immer ehrwürdiger. Ihre sonst nicht so einseitig heiligen Töne färben sich zu zorndunkleren Gegensätzen und schwellen wie die Wangen von Bläsern, die der Welt kommende Lebensfülle überschmettern wollen. Die Mönche steigen um eine Stufe tiefer in die Dunkelheit ihres Gewandes, wunderbare Schreie liegen in der Luft, und auch von den Frauen ist der Schnee genommen, darin sie auskühlten und sich vor Trauer ganz hart angriffen. Ihre Kleider werden immer lichter und durchsichtiger, wie der Raum zwischen zwei Geliebten, die Welt ist weit und fahrbar, und die weißen Soprane des Verlangens liegen wie gebogene Brücken über jedem Orte, damit alle unter ihnen hinweggingen, gesenkten Hauptes, und demütig vor der neuen Güte. Viele, viele Greise gehen mit ihren Stöcken, die wie ihre Freude zittern, langsam über die Sonnenteile der Straßen, halten ihre Köpfe schief hinauf in das Sickern des blauen Lichts und lassen in ihren säulendünnen Hals die Wärme rinnen. Zwischen ihre Erscheinungen drängen sich schnelle Ketten von jungen Menschen, die den fröhlichen Strahlen gleichen, die man beim Baden mit der flachen Hand aus dem Wasser stößt. Sie sprechen so vielfältig, von so vielen einströmenden Gedanken erschüttert, als stünde ein unsichtbarer Jemand zwischen ihnen, der an einem

gemeinſamen Bande ſie hin und her riſſe. Sie ſtolpern, klettern aneinander empor, ſchieben einander fort, laufen einander voraus, kommen einander ſagend entgegen mit großen, kreiſenden Handflächen. Sie ſind auch plötzlich ganz verſunken in ſich und in eine Schönheit, die ungefaßt und unbeſitzbar irgendwo erſcheint, und bleiben oft mit einem Rucke und jeder in ſeiner wundervoll verzückten Stellung ſtehen und zeigen alle, wie mit einem weißen langen Finger auf ein vorübergehendes Weib, auf eine unſägliche Farbe in der Ferne, auf einen ganz mit ſich und ſeinem Blühen beſchäftigten Strauch, auf ein Kind, das am fortziehenden Arme ſeiner Mutter einem torkelnden Blütenblatt nachſieht mit wunſchig geſpreizten Fingerchen und, während ſeine patſchenden Schrittchen ſchon weit weg ſind, mit ſeinem zurückgeſchickten, ſchiefen Oberkörperlein noch die Diagonale oder die Sehnſuchtslinie durch all die Schönheit zieht.

Dorfkirche in Niederöſterreich

Schon begannen in den reingeſpreiteten Gräſern die erſten Flecken von Dörfern.

Wo ein ſchlafender Buckel von Hügel ſtand, trug er den durchlöcherten Helm einer Kirche. Und im Turmfenſter ſchwang ein ſchwarzer Schein hin und her, wie ein tönender Rock, der geklopft wird. Auf dem Knaufen hatte das Licht ein glänzendes Neſtlein gebaut, darin brütete es kleinere Lichtlein aus, die ſchon mit langen, ſpitzen, flaumigen Schnäblein ſtrahlten. Um die Kirche zog ſich ein weißgerahmtes Grün, Kreuzlein flogen davon auf mit kurzen, geſtutzten Flügeln. Durch die buntbemalten Fenſter preßte ſich ein ſamtenes Licht in die Helle, wie dunkler Holzſaft, wie uralter Honig. Wenn Elias und Livland an den Kirchenportalen vorbeigingen, fühlten ſie ſich

von den Orgelklängen aus allen Angeln gehoben. Pathos wölbte ihre Stimmen, ihre Hände griffen feierlich in unsichtbaren Brokat. Sie zogen ganz entäußert durch einen Schatten von Weihrauch, als atmete Gottes Mund sie ein. Sie ahnten in dieser kaltduftenden Wolke eine eiskalte Seligkeit, eine rein musikalische Verwesung in der Allheit. Bauern, die im Kirchenraume keinen Platz mehr fanden, stehen mit entblößten Köpfen vor dem Tore und horchen gesenkten Ohrs auf kleine, unscheinbare Worte, die schwer, wie Krumen eines sehr harten Brotes, von einer Stimme im Drinnen sich lösen. Ihre Hüte halten sie so in der Hand, als lauerten sie nach flatternden Schmetterlingen. Sie lassen die kleinen Wölbungen der Rosenkranzperlen durch ihre Finger gleiten, als drehten sie die Nacht an ihren Sternen um.

Max Mell: Der Tänzer von St. Stephan

(Bruchstücke aus einem Jugendleben)

In einer Mappe hab ich, eigentlich als einziges Andenken an die Tanzschule meines Vaters, eine Menge Einladungen zu Bällen und Tanzunterhaltungen aus den fünfziger bis hoch in die siebziger Jahre aufbewahrt. Seiner Gewissenhaftigkeit im Sammeln zu Ehren mochte ich sie nicht mit den verwaschenen, wertlosen Diplomen und anderem Zeug, auf das er nie Wert gelegt, vernichten, — aber auch weil sich mir daran die hauptsächlichsten Erinnerungen an meine eigene Tätigkeit im Saal der Tanzschule knüpfen. Zu Beginn jeder Tanzstunde, wenn sich die Mädchen eben flüsternd und kichernd, die Päckchen ihrer Ballschuhe in der Hand, in die Garderobe begaben, durfte ich, noch ein ganz kleiner Bub, auf die schwarzen Leder-

bänke steigen, die verfallenen Einladungen, die mir die Mutter bezeichnete, herabnehmen, die neuen aufhängen; die Ziffern des Datums waren denn auch das erste, was ich lesen konnte. Auf diese Bänke ließen sich nun allmählich die Mütter nieder, ich sehe sie noch, diese imponierenden Gestalten, dunkel oder recht scheckig mit beträchtlichen Krinolinen, ein reifer, dichter Kranz der vornehmsten Familienmütter, die das Wiener Bürgertum damals aufzuweisen hatte. Und ich seh noch meine Mama am Klavier sitzen, nicht groß und ziemlich dick, mit den vielen Sommersprossen über das rötliche Gesicht, und dennoch lieb ... Beim Klavier brannten immer rote Kerzen und tropften bedächtig auf die Noten. Fast jeden Tag, fast jede Tanzstunde hab ich mich mit im Saal herumgetrieben, und meine Unterhaltung bestand vor allem darin, aufzupassen, wenn ein Kamm oder ein Medaillon oder eine Brosche fiel, sofort wie ein kleines Raubtier unter die tanzenden Paare zu schießen und den Gegenstand vor dem Zertretenwerden zu bewahren; davor freilich konnt ich mich oft selber nur mit Mühe retten. Schrecklich winzig kam ich mir vor zwischen den riesigen Krinolinen, aber um so süßer und heimlicher war der Triumph meiner Unentbehrlichkeit. Mir blieb das ruhige, majestätische Kreisen der Krinolinen eigentlich unzertrennlich von dem Begriff Tanz; sie waren, als ob sie still rotierten, und doch hoben sie sich auch, und wackelten, das ganze luftige Gebäude. Nun stellte ich mir damals vor, der Mann hätte eben zwei Beine, die Frau aber die große runde Glocke nach unten; ich kannte das nicht anders, und ein möglicher Augenschein an meiner Mama belehrte mich nicht eines andern, denn das war eben die Mama. Und natürlich, viel dachte ich eben auch nicht daran. Aber da traf es sich, ich erspähte in meiner schon Gewöhnung gewordenen Wachsamkeit, wie sich drüben wo ein kleines goldenes Kreuzchen von einem Halse löste. Das

Gesichtchen seiner Trägerin war mir gleich, doch den schmalen Hals, die weiße zarte Kehle seh ich noch und vergeß sie nicht. Nun und ich flinker Zwerg dreh mich hinein in die Paare, hurtig kam ich durch, war schon auf dem Boden, kollerte mich bis dorthin, wo das Kreuzchen blinkte, und im nächsten Augenblick wölbte sich auch schon über mir die Domkuppel einer Krinoline. Ich starrte in einem Käfig umher, sehe das Drahtgerüst eingenäht in luckigen Stoff, die Stimme des Klaviers klang gedämpft — und ich war auch schon wieder im Hellen, und es war nur ein Moment, daß ich die weißen Höschenbeine, die eben im Auftreten sich höchst possierlich drehten, sehen konnte — aber das mit dem allergrößten Staunen. Während das Gespinst fortschwankte, stand ich wieder auf, das Kreuzchen in der Hand; ich machte mich fort, an meinen Standort neben dem Klavier, kleinlaut, bis in die Seele betroffen, daß diese Geschöpfe eigentlich genau so waren wie die Männer! Wozu denn die Maskerade? Ja so, weil sonst nur Männer miteinander tanzen würden. Ich hielt das Kreuzchen in der Hand, indessen ohne weiter daran zu denken. Der Tanz war zu Ende, die Paare wandelten erhitzt, befriedigt, redend in langem Zuge um den Saal. Die Mutter bemerkte meinen Fund und nahm ihn mir ab. „Wem gehört das? — No, was hast du? Träumst du?" Sie mußte das Kreuzchen ausrufen, was ja öfters in den Tanzpausen vorkam. Aber merkwürdig, es meldete sich niemand, wohl weil der Verlust noch nicht bemerkt war, die Mitteilung meiner Mutter überhört wurde. Und ich stand da und suchte auch gar nicht den feinen Hals zu erkennen, sondern die Krinoline, die mich einen Augenblick lang bedeckt ... Das Klavier erklang wieder, in dem neuen Rauschen und Wirbel kam ich bald auf andere Gedanken. Am Ende der Tanzstunde sah ich das verlorene Kreuzchen noch neben den roten Kerzen liegen, die meine Mutter langsam und er-

müdet ausblies. — Ob sich später noch jemand danach umgesehen hat, kann ich nicht sagen.

Mit meinem Vater hat sich damals eine Geschichte zugetragen, in den sechziger Jahren, einer im öffentlichen Leben nicht durchaus erquicklichen Zeit. Im Innern gabs Verfassungszweifel, Verfassungsfragezeichen, und gabs den festschnürenden Strick des Konkordats. Gegen Italien und Frankreich waren wir unterlegen, mit den Brüdern im Reich draußen wollte es nicht mehr recht gehen. Die Wiener konnten das im Herzen des Reiches sehr wohl empfinden, daß die Zeit nicht heil war, weil sich ihnen ein Sinnbild dafür vor die Augen gestellt hatte und ihnen nicht Ruhe ließ, gerade wenn sie sich ja einmal über alle Kümmernisse hinwegsetzen wollten. Wer einen Heurigen aufsuchte, um sich gute Laune wenigstens anzutrinken, der schaute von den Höhen der Vororte hinab auf die Stadt und wurde still und betrübt. Seit Jahr und Tag war der Stephansturm eingesponnen von Gerüsten, sein Bauzustand hatte sich plötzlich als sehr bedenklich herausgestellt, sechs oder acht Jahre stak er drin in dem Gebälkkasten, Kreuzrose und Turmhelm fehlten, und so sagten die Wiener bitter: „Der alte Knochen spürt das schlechte Wetter zuerst! Der alte Steffel weiß schon, wo's ihm fehlt, und da ist nichts mehr zu machen. Kernfaul ist er, wie so vieles bei uns! Das kommt von der Wirtschaft! Ganz und schön wird er nimmer, mit dem ists aus." Ich nun hab als Kind den Stephansturm gar nicht anders gekannt als eingerüstet, und meinen Vater darüber immer wieder in der übelsten Laune. Denn ihm wurde dieser Zustand des Stephansturms nach und nach um so unerträglicher, als er jetzt alles und jedes damit in Zusammenhang brachte, mitbeschuldigte und anklagte. Und je länger es dauerte, desto mehr verärgerte er sich,

seine Raunzigkeit setzte sich ganz unausrottbar in ihm fest, und das hatte bald eine völlige Verbiegung seiner natürlichen Laune zur Folge. Endlich war davon die Rede, jetzt würde bald der neue Turmhelm aufgesetzt, aber das steigerte nur seine Ungeduld; man sah nichts, die Sache zog sich immer weiter hinaus, mit wütendem Gesicht fragte und plagte er die Leute in der Bauhütte, schickte Anfragen in die Zeitungen, die nicht beachtet wurden, und oft stand ich mit ihm auf dem Stephansplatz, unter manchen anderen Neugierigen, und es wurde mir bald zu langweilig, auf den Turm hinaufzustarren, wo nicht die geringste Bewegung wahrgenommen werden konnte, während mein Vater unbegreiflich lang aushielt, seinen gewiß schon schmerzenden Nacken nicht zu spüren schien und nur mich krampfhaft an der Hand festhielt, wie um noch einen Halt auf der Erde zu haben. Eines Morgens nun erwartete er den Klavierstimmer, und der kam nicht; eine Zeit saß er zwecklos herum, schimpfte auf die Geschäftsleute, Handwerker und Arbeiter, auf die kein Verlaß war; alles verschlampte bei uns in Wien; und schließlich war er still und ging in sein Zimmer. Nach einer Weile kam er heraus, blitzblank angezogen, mit Zylinder und Spazierstöckchen, sagte, er ginge aus und käme bald wieder. Nun hatte er nichts anderes vor, als auf dem Turm selbst nachzuschauen, was denn dort eigentlich geschähe. Weil er nun von so eleganter, geschmeidiger Gestalt war und so wohlgekleidet, hielt ihn niemand an; er stieg rasch aufwärts, und wenn ein anderer immer langsamer geworden wäre, so wurde er immer schneller. Seine kunstgewöhnten Beine nahmen immer mehrere Stufen auf einmal, und ihn konnte das nicht schwindlig machen, wenn er sich so in schnellstem Drehen hinaufwand. Er langte an, kam an die Himmelsfreiheit, die sich mit einem Windstoß auftat, der ihm die Kleider durch und durch blies; er hielt den

Zylinder fest am Kopf und sah vor sich, gerade unterm Himmel, den Steinmetz und seine zwei Gesellen munter sitzen und nichts als Tabak schneiden, kauen und schweigsam ausspeien. „Ist denn das eine Art!" schrie er sie, krebsrot vor Zorn, an, „soll der Stephansturm vom Tschicken aufgebaut werden?" Der Steinmetz stand auf, sah blinzelnd hinunter, er war nicht recht gewiß, was das für ein Mann wäre, den er da vor sich hatte; band mürrisch den Tabaksbeutel zu, und der eine Geselle, ein Tscheche, tat einen für den Ankömmling unsichtbaren Hieb, der wenigstens ordentlich klirrte. Der Meister rückte das Käppchen, sah einen Augenblick vielleicht kriegerisch drein, aber nicht länger, denn man konnte nicht wissen, ob das nicht ein Adeliger oder gar Erzherzog war: redete einige leere Worte der Ausrede, sagte „Euer Gnaden" und drehte sich um, so daß es meinem Vater, der dort oben keinen Platz mehr fand, das Geratenste schien, mit plötzlicher Freundlichkeit einige Worte der Ermunterung zu sagen und den Rückzug anzutreten. Da er sich einen Tag lang einbildete, er hätte bei den Handwerkern was erreicht, so war ihm leichter geworden; indessen schon am nächsten Morgen wurmte es ihn, daß er doch zuletzt schüchtern gewesen und nicht gleich energisch dreingefahren war, nicht mit dem Dombaumeister oder wenigstens mit der Zeitung gedroht hatte. Ähnliche Empfindungen hatte allerdings auch der Steinmetz gehabt. Mein Vater langte nun am andern Tag richtig wieder oben an und fand die drei bei einer viel besseren Tätigkeit als das erstemal: ein jeder fraß an einer Wurst. Darob empörte sich das Herz des Ankömmlings. „Wollt ihr wohl!" brüllte er von seiner Stufe hinauf und mußte sich anhalten, so stark schrie er, „das nennt man bei euch arbeiten! Wenn ich allein da säß statt eurer drei, tanzen sollten mir die Steine, tanzen!" Der eine Gesell glättete lächelnd und erwartungsvoll das

Wurstpapier über den Knien; der zweite, der Tscheche, zog die Beine auf seinen Sitz hinauf, daß es schrecklich gefährlich aussah, und grinste wie ein Wasserspeier am Dom; der Meister aber stand auf, sah den Fremden mißtrauisch mit kleinen Augen an und sagte: „Was wir arbeiten, ist unsere Sach, wir sind auf Akkord; alsdann gehts keine Seel was an. Und daß Euer Gnaden keiner vom Handwerk sind, das ist nur gut, weil Euer Gnaden sogar nicht Bescheid wissen über unsere Arbeitsweis." „Keiner vom Handwerk!" schrie mein Vater hitzig, „aber einer vom Fußwerk! Wollt ich meine Füß nur soviel rühren wie ihr eure Händ, da möcht ich verhungern!" Auf diese dunkle Andeutung seines Berufs lachte der tschechische Gesell hoch auf, zappelte mit den Beinen und rief: „Ah da staun ich! frißt sich der Herr da seine Sawladi mit die Füß?" Und er machte oben auf seiner Steinschwelle eine Bewegung, als wollte er seinen Fuß zum Munde führen, worauf die beiden andern in lautes Gelächter ausbrachen und mein Vater, ganz aus der Fassung gebracht, wütend und polternd verschwand wie ein abgeblitzter Teufel in eine Versenkung. Nun hatten aber Arbeiter und Besuch entschieden miteinander angeknüpft, und der Gegensatz mußte in irgendeiner Weise ausgetragen werden. Der Vater wußte, er mußte wieder hinauf, die Steinmetzleute erwarteten ihn, und so sahen sie sich lustig und herausfordernd in die Augen, als der Fremde wirklich tags darauf auftauchte, sich halben Leibs zu der Gesellschaft erhob und bloß schweigend ansah, was sie wohl machten. Jeder hatte ein Glas Bier bei sich stehen und biß vergnügt in einen Rettich, daß es krachte; und nun riefen sie Hallo und begrüßten ihn, die Bierkrügel schwingend. Eine Weile sah er sie nur an und redete nichts; dann fragte er ganz sanft und mit mildem Vorwurf: „Seids ihr denn wirklich schon im Himmel, daß ihr nichts tun wollts

als jubilieren und pokulieren?" „Ja, Herr," antwortete der Meister spöttisch, „nah genug, daß wirs uns schon können erlauben. Aber jetzt —", meinte er bedächtig, „möchten wir doch bitten, mit wem wir eigentlich so oft die Ehre und das Vergnügen haben." „Bürger von Wien bin ich!" sagte mein Vater unwirsch. „Ah!" Der Meister rückte am Käppchen. „Und haben wohl viel zu sagen in der Gemeinde, was, und sind nicht etwa bestellt bloß fürs Spazierengehn?" „Fragts nur eure Mädeln!" rief mein Vater, „was sie täten ohne mich! Tanzlehrer bin ich!" Darauf aber erhob die Gesellschaft, angeführt von dem tschechischen Burschen, ein brüllendes Gelächter, wie es in dieser Himmelsnähe ganz greulich klang, und der Tscheche strampelte wieder und warf das Blattwerk der Rettiche hoch in die Luft. „Herauf, ja um Gottes willen herauf, bitt schön!" rief der Meister mit übertriebener Artigkeit, faßte ihn beim Arm und zog ihn ganz hinauf auf den schmalen Söller, den ein Steinwall einkreiste, nicht mehr als zwei Schritt war der breit, und an manche Stellen waren große Löcher in ihn gebohrt. Das war gegenwärtig der Gipfel des Turmes. Und wie Meister und Gesellen nun den Fremden unter sich sahen, der sich unsicher und graulich umsah, da kam etwas über sie, wie es in solcher Höhe den Menschen wohl befallen mag: eine unbändige Lust zum Frevel. „Er muß uns was vortanzen! rund um den Turm herum!" schrie der Meister den Gesellen zu, als ob er ihnen was befehlen wollte, und der Tscheche hatte sofort die unbändige Stellung eingenommen, wie etwa ein Rädelsführer bei einem Aufruhr, und faßte meinen Vater unter, um ihm ohne weiteres auf die Steinbrüstung zu helfen. Und ihn nicht minder überkam der Frevelsinn! „Ich tu's!" rief er mit funkelnden Augen, „aber ihr müßts mir versprechen, daß ihr in acht Tagen fertig seids! und wenn ihr arbeiten müßts, daß euch das Blut

aus den Nägeln spritzt!" Jene johlten Beifall und erhoben die Hände zum Schwur, was locker genug gemeint sein mochte! „Aber mit geschlossenen Augen, sonst ists ja keine Kunst!" Und schon stand mein Vater auf den Blöcken — wiegte sich ein paarmal im Zehenstand — und sah furchtlos hinab in das gotische Kleintürmchen- und Spitzenwerk, das da hinunterging wie ein Fichtenwald, durch alles jedoch zogen sich die frischen Balken und schmalen Brettersteige des Gehäuses, welches den Turm umgab. Und unten wimmelten winzige Figürchen zwecklos über den Platz, drückte sich Dach an Dach, gezackt, mit weißen Randstreifen über die dunkel gewordenen Ziegel, aneinander, von Rauchschleiern beflaggt, bis zu den Vorstädten. Respektvoll herangerückt waren die, machten mit weiten Fronten halt vor den Plankenwänden und Pfählen und Gerüstkästchen, wo die neue Ringstraße gebaut werden sollte. Weiterhin aber, still gewölbt mit Kuppeln oder aufmerksam aufgereckt wie Hasen ins Feld blickten die Kirchen herüber, und dann gab es Gärten mit ihrem geballten Baumwerk, aufsteigende Hügelketten, und das silberne steife Band der Donau sah er hingehen und sich verteilen in die Auen, sonnenbrändig kahle Weingebirge mit ein paar weißflunkernden Hausflecken, Turmspitzen, vernebelte Ebene, umdämmerte mächtige Alpenwelt; jedoch von der Tiefe erscholl ein Donner, als ginge irgendwo eine Brandung. Und so tanzte er dort oben und schaute, und es wurde ihm wohl; schloß die Augen hin und wieder, weil ihm wohl war; und die Arme hielt er urplötzlich so, als ob er sie um eine Mittänzerin legte — wer die aber sein konnte, das ist so schwer zu denken wie die Musik, nach der er seine bald ganz sicheren Schritte lenkte und über die Löcher im Stein unmerklich hinsetzte. Ein Geistchen, ein Nixchen, vielleicht das Donauweibchen war bei ihm? und hatte ihm die Musik aus dem Grunde, dem tief brau-

senden Boden, mitgebracht? Der tschechische Gesell hatte zuerst auf dem Papier zu blasen versucht; aber er stellte es bald ein. Ich weiß nicht, was für ein Maß mein Vater anwandte, als er fand, es wäre genug, und stille stand und herabstieg; er muß es aber ganz genau gekannt haben, wie's recht war. Zuerst sah er noch gar nichts, nach dem Drehn, auch nicht, daß die drei Leute um ihn waren, der Meister das Käppchen zog, es standen ihm die hellen Tropfen auf der Stirn; er wollte dem Tänzer die Hand reichen, der aber stammelte nur kurz und suchte seine Fassung zu gewinnen, um recht von oben herab sprechen zu können: „Zeigts also, Leuteln, daß ihr das in die Händ habts, was ich in die Füß hab!" und ging schon, er sah keinen mehr an. Er sagte aber nachher, der Abstieg hinunter wäre ihm entsetzlich lang geworden.

Im nächsten Gasthaus unten erholte er sich bei einem Gulasch und einem Glas Bier. Und von da an war er wieder gesund, wieder der Alte.

So sind ein paar Walzer mit in die Spitze des Stephansturms vermauert worden.

Der Turm stand wieder frei, stolz und schön. Meinem Vater wars, als hätte er das durchgesetzt gegen tausend feindliche Mächte, wie sie da im Zacken- und Löcherwerk eines alten Doms grinsend ihr Spiel treiben können, etwa gerade nur von einem Säulchen in ihren Winkel zurückgedrückt. Auf den jahrelang entbehrten Anblick bereitete er sich aber nun ganz besonders vor. An dem ersten schönen Tag fuhren wir mit dem Stellwagen hinaus in die Weinberge. Dort hatte der Vater einen Lieblingsplatz, von dem er auf seine Heimatsstadt gar so gern hinabsah, sich freute, brummte und sich noch einmal freute. Das war vor einer kleinen, alten Wegkapelle auf einem der

Buckel, wie sie vor der Stadt aufstiegen; sie hatte einen hübschen, geschweiften Giebel, welke Kränze hingen um das Christusbild und raschelten, wenn man sie bloß ansah. Ringsherum lagerte das Gestrüpp in dicken, spitzigen Nestern, schlecht begrünt über grauem Rasen, der Weg voller Steine. Davor aber eine Mauer, von der es hinunterleitet zwischen die seidenglänzenden Stöcke und die erwärmte, lockere Scholle. Und dann Hügelzug, Häuserzug mit was Nebligem, Blitzendem, Getürmtem. Dort nun hatten wir uns zu dritt aufgestellt und sahen auf das liladämmerige Wien, aus dem nun befreit, stark und stämmig, einmal gotisch-spitz absetzend, der Stephansturm herausstand. Unersättlich lang sah mein Vater hinunter, bis ihm die Tränen über die Wangen liefen. Und die Mutter faßte schmeichelnd seine Hand: „Alter!" Ich, auf die Mauer gesetzt, die Mutter hielt mich, da ich dort hin und her rennen wollte, sagte geheimnisvoll tuend, aber ich glaube ganz laut: „Mutter, warum weint denn der Vater?" „Nicht mehr provisorisch!" sagte er. „Weißt, mir wars ja bloß um den Buben. Denn wer unter so einem provisorischen Stephansturm aufwächst, der kann nicht geraten. Der wird auch nur so ein Provisorischer, wie sie an allem, auch gar am Vaterland, herumpatzeln. Angst und bang wird einem." „No, wenn sich so was herausstellen sollt an ihm," sagte die Mutter gerüstet, „dann hau ich ihm schon." Ob sie das ganz auf das bezog, was er wirklich meinte, das weiß ich nicht; als sie's aber gesagt hatte, küßte sie mich jedenfalls ab, daß ich, von der Mauer taumelnd, an ihrem Hals hing ... „Also komm, gehn wir auf einen Heurigen."

Im Tal kehrten wir in einer kleinen, baumlos und sonnig daliegenden Wirtschaft ein. Ich wurde natürlich bloß mit Weinbeißern befriedigt, aber die Gesellschaft wurde größer, und es fand sich damals der tschechische Steinmetzgesell zu uns, von

dem dann die Mutter zu ihrem Schreck und Grauſen erſt die ganze Geſchichte erfuhr. Der Burſche erzählte ſie in ſeinem verſtümmelten und dennoch ſindigen Deutſch, es ging ihm niemals ein Ausdruck ab, der Vater, geſchmeichelt und immer fröhlicher lachend, rief und erklärte dazwiſchen zur Beruhigung der Mutter. Ich hatte aber indeſſen begonnen, an den Gläſern der Eltern und des Böhmen zu ſchmarotzen; wenn ſie vor lauter Zuhören nichts ſahen, tat ich wohl einen beſonders tüchtigen Schluck; es war ſo köſtlich, ſüß, prickelnd und kühl, und ein luſtiger Herr mit rundem, rotem Geſicht zwinkerte mir immer zu, wenn eine gute Gelegenheit zum Naſchen da war. Da auf einmal begann ich die Reden des Geſellen, der nun von ſeinem Gewerbe erzählte, zu verſtehen; auf einmal lebte ich ſie mit, mit einer Gier und Kraft, die mehr als kindlich war; ich ſah mich hoch oben, mich ſchwindelte, die Welt drehte ſich um mich, es war kaum zu ertragen, daß die Stimmen im Wirtsgarten dazwiſchen immer ſtehn blieben. Ich nahm mich aber zuſammen und ſtierte vor mich hin, um nur ja das, was in meinen Gedanken nicht in Ordnung war, nicht merken zu laſſen. Nun war es noch heller Nachmittag, man ſaß in der Laube, dahinter war ein Steinbruch, an deſſen Rande ſich, zwiſchen lauter verſengtem Gras, ein heißer Weg von der Wirtſchaft in den Weinberg hinaufſchlängelte. Über dem Steinbruch nickten ſtachlige Büſche herab, und zwiſchen ihnen gab es ein kleines Plätzchen, da ſtanden ein paar blaue Blumen. Die hatte ich auf einmal erſpäht, die ſtierte ich an; ich kannte ſie nicht, nie hatte ich derartige geſehen; ſie waren groß, und verheißend nickten ſie in einem ſchwachen Wind. Damals hatte ich zu ſammeln begonnen, in recht ungeſchickter Weiſe, nichts Grünes und Blühendes war ſicher vor mir, und kein dickes Buch war gefeit gegen mein Einlegen und Preſſen. Dieſe fremden Blumen aber ſchienen

mir auf einmal Preis und Herrlichkeit der Welt. Viel achtete man nicht auf mich, wars wohl auch zufrieden, wenn ich mich bissel herumtrieb. Und so begann ich den sonnegleißenden Weinbergsteg aufwärts zu krallen und meinte dann oben ohne weiteres die paar Schritte seitwärts zu den Blumen zu machen. Der halbe Weg war zurückgelegt, sie waren jetzt nicht zu sehen; meine Schritte waren ganz unsicher, ich stieg und ging näher an den Rand heran, um die Blumen wieder zu Gesicht zu bekommen, als mir ein Schrei, den die Mutter ausstieß, die Knie versagen machte. Ich sah hinunter, und sie saßen so entsetzlich tief drunten, winkten und riefen mir, aber nun waren mir die Knie auch schon so schwach, daß ich mit den Händen nach der Erde tastete, auf die braunen Grasbüschel, die sich zu den gebrochenen und leichtbrüchigen Flächen der gelbsonnigen Steine neigten. Und da fing ich an zu weinen in größter Not. Unten stand die Mutter, kam schon ein paar Schritte herauf, um mich zu holen, streckte, meinen Namen rufend, die Hände aus nach mir. Bis mir dann das Geratenste erschien, mich niederzusetzen und auf der harten Erde herunterzurutschen, wo der Weg dann vom Steinbruch sich etwas entfernte. Ein Erdstüfchen nach dem andern gings so herab, zuletzt schon in einer rasenden Fahrt, aber auch schon in die Arme der Mutter. Sie schleppte mich, nicht allzu sanft die Seite meiner Hose, die in Mitleidenschaft gezogen war, reinklopfend, in die Laube, wo mich die Gesellschaft mit großem Gelächter begrüßte. Der Wirt und seine Frau, eine dicke, wackere Wäscherin, hatten sich jetzt auch eingefunden, ich stammelte von den blauen Blumen, wenigstens glaubte ich so, aber kein Mensch verstand mich; man gab mir, zur Beruhigung, zu trinken, aber nur ganz wenig; wie das schmeckte! Ich saß jetzt auf dem Schoß der Mutter, neben mir sah ich, ganz irre, den Tschechen; der lachte mich

breit an; abscheulich dehnte sich seine Nase in die Wangen aus; man schien zu glauben, daß ich aus bloßer Dummheit diesen Steig hinaufgegangen war; noch einmal spürte ich da den unmäßigsten, nun vielleicht vom Zorn beflügelten Schwindel durch mein Hirn sausen; denn unsinnige Wut hatte mich über das Gelächter des Tschechen erfaßt, und mit geballten Fäusten, weinend und blind, schlug ich auf ihn ein, daß seine Brust hohl erklang. Und wieder lachte nur alles, jetzt wußten ja alle, wie es mit mir bestellt war, und man bändigte mich strampelnden und zähneknirschenden Buben. Und dann, wie in einem Fiebertraum, kam etwas Liebes: das war Christel, die junge Tochter der Wäscherin, der wurde ich übergeben. Sie führte mich an der Hand weg von der Laube und auf die stille, weiße Straße. Sie ging immer geneigt zu mir und sprach mir zu, ich verstand aber nicht wovon. Auf einmal waren wir woanders, pflückten Blumen, Windröschen und prangenden Löwenzahn, ich saß friedlich im Gras, sie trug mir alles zu; aber mir war doch, als wäre das alles nicht recht wahr. Und wie wir zurückgingen, da fiel ich plötzlich auf der Straße hin. Sie hob mich auf und kletterte mit mir zu einem steinigen Bachlauf hinunter, wo große Huflattichblätter standen, drüber, hoch, auf einer Mauer gabs einen Zaun, dichtes Gebüsch starrte dort herüber; während sie mir das Gesicht wusch und die Stirn kühlte, sah ich nur immer dort hinauf, es erschien mir unsagbar geheimnisvoll, was in dem Garten dort verschlossen wäre. Aber damit und daß mich Christel dort unten beim Bach betreute, während oben auf der Straße Leute vorbeikamen, sonntäglich gekleidet, mit Kindern, und herabsahen und offenbar von mir sprachen, bricht meine Erinnerung an den ersten Rausch in meinem Leben ab.

Aber so etwas wie den Steinbruch und seine sonnenbrennende Gefahr, die blauen Blumen und auch Christel vergißt man nachher nie so ganz, und wenn ich später, nach Jahren, in jene Gegend gelangte, so suchte ich in der Regel die Wirtschaft festzustellen, wo das alles gewesen, allein offenbar irgendein Zufall brachte mich immer vom rechten Wege ab, ich fand nicht mehr hin.

Bis auf ein einziges Mal. Ich war nicht viel über zwanzig Jahre alt. Da saß ich mit einem andern jungen Menschen wieder einmal an einem Frühlingsabend beim Heurigen, dem wehten auch seine Ideale schon stürmisch ins Leben hinein, wir hatten eben gerührt Bruderschaft getrunken, da redeten wir groß vom Leben und der Kunst, denn er glaubte sich zum Dichter berufen, und ich lernte schon das erste Jahr die Schauspielkunst. Wir fühlten nur uns, sprachen in Trümmern und Brocken gleichsam, wie stöhnend, von der Herrlichkeit, die uns ums ahnende, wollende Herz lag. Der Mond kam prachtvoll herauf, die Kindheitserinnerung ergriff mich, ich gedachte meiner toten Eltern, wie sie in der Laube saßen, mich litt es nicht mehr an jenem Ort. „Joseph!" sagte ich, „ich steh auf!" und er folgte schweigend, als ob er wußte, daß ich an diesem Abend noch nicht in die Stadt fahren würde, sondern noch etwas wollte. Wir gingen durch den weiten, gepflasterten Torweg und dann, wortlos, nicht heim! Wortlos weiter ins Tal. Die Stöcke in den Weinbergen glänzten auf im Schein, es waren ihrer unendliche Heerscharen. „Die blaue Blume pflück ich heut!" stammelte ich erregt, „komm, Bruder, und du sollst dabei sein." Magisches Weiß strahlte auf der Straße, magisch-metallisches Schwarz und vollerer Mondblick, aber zerstückt, aus dem Bachlauf. Da war er ja! Große Steine, Huflattich wie einst. Nur daß es nicht gar so tief zu ihm hinunterging, als ich gedacht

hatte. Und da war die Wirtschaft. Weiß in tiefster Frommheit und Stille! Fenster an Fenster dunkel! Da die Laube! Ich zeigte, ich sprudelte über von gedämpften Worten. Warum so leise? Daß ich keine Schläfer weckte? Ja, aber nicht die im Hause, sondern die da saßen und tafelten, aus den tiefen Räumen der Kindheitserinnerung heraufbeschworen! Der Dichter blieb stehen. Ich hätte ihm so gerne die Geister sichtbar gemacht, die mein heißes Herz begrüßte! Ich stammelte noch: „Wart. — Wie ich ein Bub war nämlich ... dort oben — ich hab heut gar nicht viel getrunken ..." Und ich ging schon den Weg hinan. Stufenartig gings zwischen den Grasbüscheln. Wie war das einfach und gefahrlos. Ich rief ihm zurück, diesmal ohne die Stimme zu dämpfen: „Find ich die Blume, steck ich sie dir auf den Hut, Dichter! — Mein Freundschaftsgeschenk!" — Ganz leicht war der Aufstieg. — Und dort, jetzt überm Steinbruch hin, kam ich an das Gestrüpp. Es warf sich hart an die Bruchstelle und darüber herab, dort konnte nichts mehr blühen. Und überall so, die ganze Böschung entlang. Ich ging noch ein Stück und suchte. Ich war ernüchtert, wie ich langsam hinstieg an dem spitzen Gartengewirr. So gings doch immer im Leben aus. — Aber da bemerkte ich: das war nicht so angewachsen, künstlich angelegt mußte dieser Schutzwall gegen den Absturz sein, zur Sicherheit bei der Weinlese, denn hart bis zum Gestrüpp heran drängte sich jetzt die Masse der Stöcke. Ich drehte mich um, sah sie an. War das damals auch schon so? Ich weiß es nicht. Und da, der Mond beschien die lockere Scholle und die silbernen Stecken, da setzte ich einen Fuß auf das Erdreich des Weingartens und pflückte eine Weinblüte, eine kleine — die sollte um der unfindbaren blauen Schwestern willen vergehen. Aber an meinem Herzen! Ich geb sie nicht her. Und steckte sie in die Tasche über meiner Brust.

„Nicht gefunden", sagte ich unten zum Dichter. Aber der wies mir lachend, was er inzwischen gefunden. Im Mondschein erkannt ich eine schlechte Rose von Papier, die war auf einem der vom Wein noch feuchten Tische gelegen. Und er steckte sie sich auf den Hut.

Was blieb uns jetzt noch als das Heimgehn? Und wir beide gingen so, jeder im Besitz seiner Blume, und jeder nur mehr ganz allein mit sich beschäftigt. Wenigstens der Dichter achtete gar nicht auf mich, er ging seinen unsichern Schritt vor sich hin, den ich allemal stützen zu müssen glaubte. Die Weinberge aber lagen stumm im Glanz, es war, als versänken sie immer schwermütiger hinein, und der Bach blinkte, und an einigen Stellen hörte man ihn schwach plaudern, aber nur wie im Traum.

Hermann Bahr: Der Geist der Barocke

In der Leopoldstadt steht eine kleine Kirche, kahl, streng, fast böse, mit einem wie gotischen Trotz, doch anders, nämlich dabei doch von einer ungotischen Sinnlichkeit, Freudigkeit, Weltlichkeit angehaucht, halb ein Kloster, halb Theater. Es ist die Kirche der Karmeliter, der heiligen Therese geweiht, jener verzückt wütenden kastilischen Nonne. Das ist ein Beispiel der ersten Barocke. Geht man von hier zur Karlskirche, so hat man die Barocke ganz.

Sie kommt aus dem neuen Geiste, der von der alten Kirche gegen Luther aufgerufen wird. Da beschwor diese noch einmal die größte Macht: sie rief das Urchristentum an. Daß sie verstand, das Urchristentum zu holen, ohne sich dadurch selbst zu vernichten, daß sie es bloß auszunützen, bloß auszuspielen verstand, ist wie ein Wunder. Sie hatte den Mut, im Menschen alle Triebe seiner Wildheit aufzustören, um eben an ihnen dann

ihre Macht zu befestigen. Sie ließ die Sklaven von den Ketten, um sich erst recht die Herrschaft über sie zu sichern. Und es gelang.

Der antike Mensch ist durchaus sozial. Er lebt nur in der Polis, durch die Polis, als ein Stück der Polis. Sie denkt ihm vor, sie fühlt ihm vor, er hat alles von ihr. Nämlich der antike Mensch, den allein wir kennen: der Herr, für den eben die Polis den Menschen so schuf. Wie die Polis den Menschen braucht, so denkt er sich. Was sie von ihm braucht, heißt menschlich, heißt natürlich. Daß, was er für die Natur des Menschen nimmt, es vielleicht erst durch Zwang, Gewöhnung, Erziehung, aus Furcht, auf Befehl geworden sein könnte, daß der natürliche Mensch am Ende vielleicht sehr künstlich gezüchtet ist, daß die Polis ihm seine Triebe, die sie nicht brauchen kann, ausgezogen, ihre Triebe dafür eingesetzt haben könnte, dies ist den griechischen und römischen Herren niemals aufgetaucht. Den Sklaven ging es endlich auf, da war die alte Welt zerschlagen.

Im ersten Christentum ist es der Urmensch, auf den der Mensch sich besinnt. Geschichte von tausend Jahren fällt ab, Weisheit langer Zucht versinkt. Und der Mensch steht wieder auf, der noch von der Polis nichts weiß. Der Mensch tritt aus ihr, der Mensch geht auf sich selbst zurück. Das ist das erste Christentum. Man sagt: es entdeckt die Seele. Seele nennen sie's. Seele ist der andere Mensch, der unten, der erste, der Urmensch, der unbrauchbare, der ungesellige, der geheime Mensch der von der Polis verbotenen, durch tausend Jahre geknechteten und immer doch wieder zu neuen Begierden versammelten Triebe, der unverkümmerte Mensch, der wilde, der schweifende, der Mensch der großen Wälder, der weiten Fernen, der einsamen Tiefen ist es, den die tausendjährige Gefangenschaft der Polis noch immer nicht gebrochen hat. Der steht jetzt auf, um sich gegen den Staat, um den wirklichen, den natürlichen Menschen gegen den poli-

tischen, gegen den künstlichen, um den ganzen Menschen gegen den zum Gebrauch der Herren reduzierten zu setzen. „Und Jehova sah," heißt es in der Genesis, „daß des Bösen der Menschen viel ward auf Erden und daß alles Sinnen und Trachten ihres Herzens immerdar nichts war als Böses." Dieses alte „Böse" bricht hervor. Was immerdar alles Sinnen und Trachten des menschlichen Herzens und was immerdar von den Mächtigen, von den Ordnern, von den Herren verfolgt und was zuletzt doch immer wieder mächtiger als die Macht aller Ordnung, aller Herrschaft war, Ursinn und Urtrotz ungebrochener Ungeselligkeit bricht aus. Der Mensch, der von der Menschheit nichts will, der nur sich will, sich selbst, sich ganz will. Das Heil der Seele lieben sie und hassen die „Welt". Die Welt, das ist das Soziale. Alles was Weisheit und Furcht um den Menschen aufgerichtet hat. Dieses ganze Gerüst von Verschränkungen und Bezähmungen. Das wird jetzt aufgedeckt, als Trug, als Schein, als Wahn.

Nun ist es der prachtvolle Betrug der listigen Barocke, daß sie sich an diesen urchristlichen Haß gegen die Welt zu machen, aber ihn von der Welt abzuwenden weiß, indem sie ihn über das Leben, ins Jenseits eskamotiert, die „Welt", das Soziale, der Menschen künstliches Werk für Natur, für unabänderlich, für unser irdisches Los ausgebend, das Gott als Prüfung schickt, in welcher wir uns den Himmel erst verdienen sollen: die Welt ist Trug und Wahn, aber ein allem Irdischen, nicht irgendeiner Form unseres Lebens bloß, sondern diesem selbst notwendiger Wahn, den wir in uns, nicht draußen, überwinden müssen, um für das andere Reich bereit zu werden, in welchem, jenseits, wir erst zum wahren Leben, zur Wirklichkeit erwachen werden. Das Leben wird verschoben, nach dem Tode. Dort erst beginnt es, hier ist alles bloß Schein, der Ernst ist drüben,

hier können wir ihn nicht erkennen, denn hier träumen wir bloß. Das Leben ist ein Traum. Ein Gedicht von Calderon heißt so, La vida es sueno, und es ist wie ein Kompendium aller Barocke, ein Brevier, das sie ganz enthält. Des Königs Sohn, Sigismund, im Kerker aufgewachsen, fern vom Leben, wird an den Hof geholt, aber, durch seine Wildheit furchtbar, wieder in den Turm verbannt. Dort sagt man ihm, er habe jenes nur geträumt. Es erschüttert ihn.

Und jeder Mensch — erfahr ich nun —
Er träumt sein ganzes Sein und Tun,
Bis dann zuletzt die Träum' entschweben.
Der König träumt, er sei ein König,
Und tief in diesen Traum versenkt,
Gebietet er und herrscht und lenkt,
Und alles ist ihm untertänig;
Doch es zerstäubt sein Glück der Tod,
Der ihn zu wecken immer droht.
Wen kann die Herrschaft lüstern machen,
Der weiß, sie schwindet beim Erwachen?
Der Reiche träumet, und es zeigen
Ihm Schätze sich doch ohne Frieden.
Es träumt der Arme auch hienieden,
Er sei ganz elend und leibeigen.
Es träumet, wer beginnt zu steigen;
Es träumet, wer da sorgt und rennt,
Wer liebt, und wer von Haß entbrennt;
Kurz, auf dem weiten Erdenballe,
Was alle sind, das träumen alle,
Obgleich nicht einer es erkennt.
Und also träum ich jetzt, ich sei
Gefangen und mit Schmach gebunden,

Wie ich geträumt vor wenig Stunden,
Da ich mich glücklich sah und frei. —
Was ist das Leben? Raserei!
Was ist das Leben? Hohler Schaum,
Ein täuschend Bild, ein Schatten Raum!
Gar wenig kann das Glück uns geben;
Denn nur ein Traum ist alles Leben,
Und selbst die Träume sind ein Traum.

So beginnts. Das ist überall der Anfang dieses nicht mehr anarchischen, sondern jetzt mönchischen Christentums, dem die Barocke die „Spitze", die ihm (nach Schopenhauer) der Protestantismus „abgebrochen" hat, nun wieder aufsetzt: eben den Haß der Welt, der erkennt, daß alles, was wir hier sind, niemals die Wahrheit, daß es bloß Schein und Wahn und Trug, daß das Leben ein Traum ist. Wie Sigismund, als jetzt Aufrührer in seinen Kerker dringen, die Ketten zu sprengen. Wieder bietet sich ihm das Leben an, er aber, der seinen Trug erkannt hat, spricht:

Ich will erlogne Hoheit nicht,
Will kein phantastisch Glück; die eitle Macht,
Ich will sie nicht, die schnell der Lüfte Wehen
Auflöset in ihr Nichts; wie es dem Baum
Ergeht, der sich zu früh mit Blüten deckt,
Und dann, den Schmuck der rosenfarbnen Locken
Dem ersten Hauch des Nords preisgebend, stirbt.
Hinweg! Ich kenn euch, nimmer täuscht ihr mich.

Aus Welterkenntnis Weltverachtung, Weltentsagung, Weltverneinung, und da das eigene Selbst doch auch zur Welt gehört: Selbstverleugnung, Selbstentwöhnung, Selbstverstümmelung, Askese, Montanisten, Pneumatiker. Sie wollen sich nicht täuschen lassen. Wenn es bloß ein Traum ist, weil es bloß ein

Traum ist, will ich es nicht mehr, schließen sie. Ich habe das Leben erkannt, nein. Aber muß dies der Schluß sein? Wenn du jetzt weißt, das Leben lügt, kann es dir dann noch lügen? Warum es fliehen? Es hat keine Gefahr mehr, seit du es kennst. Du weißt, es ist ein Traum: so träume, wissend, daß du träumst! Wie Sigismund:

Ha, laß uns träumen, träumen laß uns, Seele,
Noch einmal, einmal nur! Doch mit Bedacht
Und Vorsicht solls geschehen, denn man wird
Uns vom Genuß zur besten Zeit erwecken.
Wenns also ist, wenn alle Macht und Hoheit —
Sei sie auch wirklich — doch als bloß verliehen,
In kurzer Zeit zu ihrem Lebensherrn
Zurückgekehrt, so laß uns von Macht nun träumen
Und kühner Tat, das Höchste laß uns wagen!

Und können wir es jetzt nicht ganz anders wagen, da dies, daß ja doch alles immer nur ein Traum ist, jede Warnung des Gewissens schließt? Wer kann uns hemmen? Ein Gefühl des Unrechts? Tun wir es denn? Es träumt uns ja doch bloß. Furcht um uns selbst? Was soll uns denn geschehen? Wir werden fallen, man wird uns strafen? Nein, vielleicht wird uns so träumen, das ist alles. Wer will uns drohen? Wir wissen jetzt: wir träumen bloß.

Ists so, und müssen endlich wir
Verschwinden sehen alle Majestät
Und Größe, gleich Phantomen: ha, so laßt
Die Zeit uns brauchen, die zuteil uns ward,
Um zu genießen, was in Träumen wird
Genossen! — Mich entflammt Rosaurens Reiz;
Sie ist in meiner Macht. Den Augenblick
Laßt uns benützen! Breche Liebe denn

Der Ehre streng Gebot und das Vertrauen,
Das mit zum Schutze hin sich gab. Traum ists,
Und weils das ist, so laßt von Wonne jetzt
Uns träumen, die doch einst in Leid sich wandelt!

Dieser Glaube der Barocke schließt sich überall rings so zu, daß man, einmal darin, nirgends mehr entwischen kann. Freilich spielt er zuletzt nur mit Worten. Das Wort „Welt", einmal für das Soziale, dann wieder für Natur gesetzt. Und das Wort „Traum", mit allen Bedeutungen, der schrecklichen und höhnischen des Betruges, des ungeheueren Wahns wie der schmeichelnden und lockenden des unschuldigen Scheins, des gefahrlosen Spiels. Wer sich aber einmal in der Schlinge dieser Worte verfangen hat, kann nicht mehr aus. Die Barocke hat für jeden Trost, gleich stark, aus dem Leben zu führen und in das Leben: einst fort, dann aber wieder zurück, durch Not und Schrecken zum Frieden und zur Lust. Wie es einer nur braucht, ob er König oder Bettler sei. Und jeden macht sie frei. Frei vom Elend; denn es träumt dir ja nur, morgen wachst du auf, da fällt vom Menschen der König wie der Bettler ab, dein Leid entweicht wie des anderen Lust, den du beneidest, erwacht sind dann alle gleich. Frei von der Furcht vor Menschen und dem Schicksal: was kann dir geschehen, da dir alles doch nur träumt? Frei vom Gewissen: du hast keine Schuld, denn du bist es nicht, der tut, denn es geschieht mit dir, es träumt dir ja bloß. Und so macht sie aus einer ungeheueren Verachtung des Lebens eine ungeheuere Lust zum Leben: alles darfst du wagen, alles ist, weil alles Trug ist, für dieses Leben wahr, alles gilt gleich, denn die Wahrheit träumst du, wie du die Lüge träumst, Recht ist hier derselbe Wahn wie Unrecht, aus diesem allem werden wir erst erwachen, jetzt träume, freue dich, daß du träumst, wenn es auch Leid ist, das du träumst, genieße

den Traum, eile, den Traum zu genießen, ſchon droht der Morgen, der dich weckt, genieße — nur vergiß nicht, daß du träumſt. Glissez, n'appuyez pas, le précipice est sous la glace. Leiſe, ſonſt bricht der Traum ein. Schnell, daß du noch vorher drüben biſt. Unter uns iſt der Schlund. Laßt uns mit zarten Füßen tanzen, König oder Bettler, bis wir verſinken! Laßt uns jeder ſeinen Traum mit weichen Fingern heben, bis er zerbricht! Laßt uns mit ängſtlicher Haſt noch fröhlich ſein, fiebernd fröhlich, ſchon vor dem Tage fiebernd, bis wir erwachen!

Das iſt der Sinn der Barocke. Der zornigſte Haß des Lebens, ſeinen Wahn erkennend, es als ſinnlos, unwirklich, leeren Schein überwindend, dann aber, eben als leeren Schein, erſt neu genießend, mit einer unſäglichen Zärtlichkeit und in der atemloſen Furcht des Künſtlers, der weiß, daß es nur ein Spiel iſt, und doch auch weiß, daß dies Spiel ſein einziger Ernſt iſt.

Erzherzog Karls Selbſtbiographie

Ich wurde mit einem empfindlichen Herzen geboren. Meine Erziehung war kollegialiſch vereint mit der von dreien meiner Brüder, ganz nach den Grundſätzen einer militäriſchen Subordination.

Wir wurden zur ſtrengen Erfüllung unſerer Pflichten angehalten; aber niemand wußte mein Zutrauen oder meine Liebe zu gewinnen, weder Eltern noch Erzieher, und zwiſchen den Brüdern duldete man keine beſondere Verbindung. Mit einer lebhaften Phantaſie begabt, bildete ich mir daher einen abſtrakten Begriff von Grundſätzen und Pflichten und richtete mein ganzes Streben dahin, dieſe auf das genaueſte nach einem Ideal von Vollkommenheit zu erfüllen, welches für den Menſchen un-

erreichbar ist. Ich unterwarf einer solchen Berechnung alle Gefühle eines unverdorbenen Herzens, welche daher weder geübt, noch in meiner ferneren Laufbahn weiter entwickelt wurden. Längere Kränklichkeit, bei der ich von meinen Erziehern verlassen, vernachlässigt, zurückgesetzt, von meinen Brüdern durch mehrere Zeit getrennt wurde, isolierte mich vollends, und hätte sich nicht der nunmehrige Wiener Erzbischof väterlich um mich angenommen, wer weiß, was aus mir geworden wäre. Aber dieser würdige Mann vermochte als Untergebener nicht ganz so zu wirken, wie er es gewünscht hatte.

Nach vollendeter Erziehung übergab man mich einem herzlosen, ungeschliffenen Manne, einem wahren Korporal, der von Jugend auf bei mir gewesen war, bei dem folglich die Gewohnheit blieb, mir zu befehlen, bei mir jene zu gehorchen; doch erhob mich ein gebildeter Verstand über ihn, zur Zeit als ich sowohl bei der Armee als in den Geschäften der niederländischen Regierung in den Fall kam, zu wirken. Allein das Herz blieb zurück, und ich unterwarf dem Ausspruche meines Mentors alles, was außer meinem Ideal von Pflicht lag, mir folglich als gleichgültig erschien, also alles mir Persönliche.

Ich fühlte schon in der Erziehung und auch nachher das Bedürfnis, zu lieben; allein meine Grundsätze hielten mich immer so zurück, daß sich die Liebe auf bloße Gedanken beschränkte und es nie zu einer Erklärung kam.

Mein Gefühl war überdies zu fein, um mit der Unsittlichkeit des mir beigegebenen Mannes übereinzustimmen. Ich fühlte das Bedürfnis, Freunde zu haben, aber ich befand mich nicht in der Lage, mich andern gänzlich mitzuteilen; und einigemal, wo ich den Anfang dazu machte, stieß ich auf Menschen, die mein Zutrauen nicht verdienten.

So vergingen die ersten Jahre meiner Laufbahn, bis ich am

Ende des Feldzuges von 1794 von einer Nervenkrankheit überfallen und im Jahre 1795 nach Wien berufen wurde, um meine Gesundheit herzustellen. Man entfernte den Mann, der bisher bei mir gewesen war, und ich blieb von guten, mir ergebenen Menschen umgeben, so aber in jeder Rücksicht zu sehr unter mir standen, um dauerhaftes herzlichstes Zutrauen und aufrichtige Freundschaft einzuflößen. Von dem Begriff der Pflicht beseelt, dem Staate zu dienen, widmete ich mich nun ausschließlich meiner wissenschaftlichen Bildung im Kriegsfache mit Anstrengung.

Im Frühjahre 1796 erhielt ich das Kommando der Armee, und dieser hohe Beruf riß mich ganz zur Betätigung meines abstrakten Begriffes von Vollkommenheit in Erfüllung der Pflicht hin. In diesem Streben durchlebte ich die Jahre 1796 bis 1797, 1798 und 1799. Wenn auch dabei eine zeitliche Waffenruhe eintrat, so beschäftigte ich mich doch während selber tätigst, die Truppen zu bereisen und instand zu setzen; in ruhigen Stunden mit der Lesung militärischer Werke. Wie jeder Feldherr, blieb ich während dieser Zeit isoliert; und empfand ich auch augenblicklich Liebe für weibliche Geschöpfe, so verdrängte die Erinnerung an meinen höheren Beruf diese Gefühle, so daß sie sich stets bloß auf flüchtige Gedanken beschränkten. Im Feldzuge von 1799 befiel mich neuerdings eine Nervenkrankheit, welche mich nötigte, das Jahr 1800 zu Prag zuzubringen, wo ich ganz einsam lebte, ausschließlich besorgt, meine Gesundheit in der Absicht herzustellen, um bald wieder dem Staate dienen zu können. Ich war jedoch noch nicht geheilt, als ich am Ende des Jahres 1800 den Befehl erhielt, das Kommando der Armee neuerdings zu übernehmen.

Bald darauf wurde mir die oberste Leitung des Kriegswesens übertragen, und nun opferte ich mich ganz der Erreichung

meines Ideals. Ich dachte, handelte, arbeitete bloß für mein Geschäft, welchem ich mich ausschließlich widmete, entzog mich allem Umgang, welcher nicht darauf Bezug nahm, kümmerte mich sonst um nichts, am wenigsten um mich selbst; kurz, ich lebte wie ein Mönch in dem strengsten Orden, mit der größten Resignation, bis ich endlich nach neun Jahren, am Ende des Feldzuges von 1809, meine Stelle niederlegte. Seit dieser Epoche blieb ich in der größten Einsamkeit, in welcher mir zwar keine Zufriedenheit, aber doch ein passives Glück zuteil wird. Mein Verstand beschäftigt sich fortwährend mit abstrakten Studien, mein Herz kann sich ungehindert seinem Drange zum Wohltun überlassen, und beide fanden sich selten im Widerspruch und im Kampf, weil sie dabei unter sich in keinen Kontakt kommen.

Das Resultat dieser Geschichte ist folgendes:

Von Kindheit an bis nun, durch meine Erziehung und ferneren Verhältnisse veranlaßt, strebte ich nach einem nicht zu erreichenden Ideal von Vollkommenheit in Erfüllung meiner Pflicht, welches den Verstand, nicht aber das Herz in Anspruch nahm, doch wandelte dieses dabei unverdorben seinen Gang fort; aber es wagte selten, sein Innerstes zu entfalten, weil ein kalter, alles verengender Verstand seine Herrschaft zu weit ausdehnte. Meine guten Gefühle wurden nicht geübt, daher unterlag ich viel öfter denen des Unwillens, der Verachtung, des Mißtrauens und der Geringschätzung alles dessen, was nicht in mein Ideal paßte. Dadurch verlor ich das Zutrauen zu mir selbst und zu anderen und erkannte in mir sowie in ihnen bloß die schwachen und unvollkommenen Seiten. Dies flößte mir eine stoische Gleichgültigkeit ein, die ich gegen mich am ersten ausübte und die überall zum Vorschein kam, wo ich bloß dachte und urteilte. Daher die Kälte, mit welcher ich von herzzerreißenden, aber unabwendbaren Ereignissen sprach; daher die geringe Rücksicht

auf jene angenehmen Kleinigkeiten, die eigentlich der Menschen Glück und Zufriedenheit ausmachen und mehr Liebe zuwege bringen als große Wohltaten; daher endlich die Außenseite eines rauhen Stoikers, welche viele zurückschreckte, indem sie mich für einen harten Mann ansahen, indes ich doch stets jede Gelegenheit benützte, Gutes zu tun.

Doch sprach mein Herz fortwährend zu mir; es kämpfte oft mit dem Verstand. Wenn mein Gefühl so stark oder so hart angesprochen wurde, daß es den Verstand davonriß, dann änderte sich meine Weise. Wenn das Gute den Charakter der Größe annahm, wenn Pflicht und Wohlwollen sich vereinigten, oder wenn meine unverdorbene Natur im stillen rege werden konnte, da trat sie in ihrer edlen, moralischen Wesenheit hervor. Daher die Liebe der Armee und der wenigen, die mich genau kannten oder im zurückgezogenen Leben bloß als Menschen sahen, und der Rat, den mir diese gaben, stets meinen Gefühlen zu folgen, ohne sie erst einer kalten Berechnung zu unterziehen.

Um meinen Charakter, wie er ist, auch in meinem äußeren Leben zu entwickeln und mich glücklich zu machen, ist es notwendig, meinem unverdorbenen Herzen seine wahren Rechte einzuräumen, ihm bei der Beurteilung meiner selbst und anderer dasjenige Gewicht zu geben, welches ihm zusteht, und an der Überzeugung festzuhalten, daß die Erhebung der guten Gefühle für die moralische Stärke wichtiger ist als die tiefste Einsicht in das Wesen der Tugend. Außer meinem Bestreben vermag dies hauptsächlich der Umgang und Rat eines Menschen, der mich genau kennt, der es versteht, mit meinem Herzen zu sprechen und es an sich zu ziehen. Das vereinigt sich vor allem in einem liebenden Weibe. Es ist ein Unglück für mich, daß ich ein solches nicht schon lange gefunden habe.

Wien, in den ersten Tagen des September 1814.

Ernst von Feuchtersleben: Drei Gedichte

Pernitz

Mich nimmt die hold-beschränkte Kammer auf,
Mit Väter-Hausrat ländlich ausgeschmückt;
Das Rad der Spinnenden schnurrt Schlummermärchen.
Der Bauern spät Geplauder brummt herüber.
Erquickungsschlaf deckt den Ermüdeten,
Bis schon ein Strahl durchs kleine Fenster grüßt.
Nun richt ich mich aus Federn blinzelnd auf,
Das Aug zur Öffnung wendend. Welch ein Morgen!
Ein heilig Dunkel deckt der Alpen Schoß,
Und ihre Häupter röten goldne Wälder.

Im Hochgebirge

Die Wolken, deren stiller Gang
Dort der Gebirge Haupt befeuchtet,
Den untern Wellenrand entlang
Sind sie vom Abendgold beleuchtet,
Wenn oben schon ihr düster Grau
Sich scheidet aus kristallnem Blau.
Sie schwimmen über dunkle Zinnen,
Die westlich unser Tal begrenzen;
Die letzten Purpurstreifen glänzen —
Ein Scheideblick — sie sind von hinnen!
Nun liegt das Dorf in sanfter Feier
Des Sonntagsabends vor uns da;
Die Waldgebirge zeigt ein zarter Schleier
Dem Blicke ferner, dem Gemüte nah.
Auf der bestaubten Straßen rollen

Die Wagen ihrer Nachtherberge zu;
Des Tages Klänge sind verschollen,
Der Abend will und spendet Ruh!
Nur aufgestörter Hunde Bellen
Durchs dumpfe Brausen von der Mühle,
Und heimgetriebner Kühe Schellen —
Ein holdes, trauliches Gemenge
Der ländlich-heitern Abendklänge —
Bewegt sich auf den linden Wellen
Der balsamschwangern Atherkühle
An mein geschmeichelt Ohr herüber.
Jetzt wird das Blau im Osten trüber,
Fast violett; die ersten Sterne flimmern,
Und ein entferntes Schimmern
Läßt auf gewohnten, zart umwölkten Bahnen
Des Mondes liebe, leise Schritte ahnen;
Wie Nachtviolen prangt die stille Luft,
Der Wiese holde, tauerquickte Kinder
Verschwenden reicher ihren Schlummerduft;
Die heilge Nacht, die Trösterin, sie ruft —
Der Druck des Lebens scheint gelinder.

Die Sphinxe

Uns umschwirren, leisen Fittichs,
Uns umschlagen, lauten Schwunges,
Die Phalänen wie die Aare;
Und die Zeit, sie rauscht vorüber.
Sterbliche in Wieg' und Särgen
Sehen wir vorüber tragen
Und vernehmen Memnons Klagen

Schon seit tausend, abertausend
Flüchtgen Segnungen Aurorens;
Hesper auch, er blitzt und schwindet. —
Und wir ruhen, leere Augen
Auf den steten Wandel heftend,
Und wir lassen es geschehen,
Auf den Nil hinüberschauend,
Daß die Zeit, in stillen Tropfen
Ewig auf uns niederfallend,
Uns auch löse, uns verwandle!

Grillparzer: Reden am Grabe Beethovens

1

29. März 1827: Bei der Bestattung

Indem wir hier am Grabe dieses Verblichenen stehen, sind wir gleichsam die Repräsentanten einer ganzen Nation, des deutschen gesamten Volkes, trauernd über den Fall der einen hochgefeierten Hälfte dessen, was uns übrigblieb von dem dahingeschwundenen Glanz heimischer Kunst, vaterländischer Geistesblüte. Noch lebt zwar — und möge er lange leben! — der Held des Sanges in deutscher Sprache und Zunge; aber der letzte Meister des tönenden Liedes, der Tonkunst holder Mund, der Erbe und Erweiterer von Händel und Bachs, von Haydn und Mozarts unsterblichem Ruhme hat ausgelebt, und wir stehen weinend an den zerrissenen Saiten des verklungenen Spiels.

Des verklungenen Spiels! Laßt mich ihn so nennen! Denn ein Künstler war er, und was er war, war er nur durch die Kunst. Des Lebens Stacheln hatten tief ihn verwundet, und

wie der Schiffbrüchige das Ufer umklammert, so floh er in deinen Arm, o du des Guten und Wahren gleich herrliche Schwester, des Leides Trösterin, von oben stammende Kunst. Fest hielt er an dir, und selbst als die Pforte geschlossen war, durch die du eingetreten bei ihm und sprachst zu ihm, als er blind geworden war für deine Züge durch sein taubes Ohr, trug er noch immer dein Bild im Herzen, und als er starb, lags noch auf seiner Brust.

Ein Künstler war er, und wer steht auf neben ihm?

Wie der Behemoth die Meere durchstürmt, so durchflog er die Grenzen seiner Kunst. Vom Girren der Taube bis zum Rollen des Donners, von der spitzfindigsten Verwebung eigensinniger Kunstmittel bis zu dem furchtbaren Punkt, wo das Gebildete übergeht in die regellose Willkür streitender Naturgewalten, alles hatte er durchmessen, alles erfaßt. Der nach ihm kommt, wird nicht fortsetzen, er wird anfangen müssen, denn sein Vorgänger hörte nur auf, wo die Kunst aufhört.

Adelaide und Leonore! Feier der Helden von Vittoria und des Meßopfers demütiges Lied! — Kinder ihr der drei- und viergeteilten Stimmen! brausende Symphonie: „Freude schöner Götterfunken", du Schwanengesang! Muse des Lieds und Saitenspiels: stellt euch rings um sein Grab und bestreuts mit Lorbeeren!

Ein Künstler war er, aber auch ein Mensch, Mensch in jedem, im höchsten Sinn. Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der flieht nicht! Die feinsten Spitzen sind es, die am leichtesten sich abstumpfen und biegen oder brechen. Das Übermaß der Empfindung weicht der Empfindung aus! Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüts keine Waffe fand, sich ihr zu

widersetzen. Er entzog sich den Menschen, nachdem er ihnen alles gegeben und nichts dafür empfangen hatte. Er blieb einsam, weil er kein zweites Ich fand. Aber bis an sein Grab bewahrte er ein menschliches Herz allen Menschen, ein väterliches den Seinen, Gut und Blut der ganzen Welt.

So war er, so starb er, so wird er leben für alle Zeiten.

Ihr aber, die ihr unserem Geleite gefolgt bis hierher, gebietet eurem Schmerz! Nicht verloren habt ihr ihn, ihr habt ihn gewonnen. Kein Lebendiger tritt in die Hallen der Unsterblichkeit ein. Der Leib muß fallen, dann erst öffnen sich ihre Pforten. Den ihr betrauert, er steht von nun an unter den Großen aller Zeiten, unantastbar für immer. Darum kehrt nach Hause, betrübt, aber gefaßt! Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, wenn euer Entzücken dahinströmt in der Mitte eines jetzt noch ungeborenen Geschlechts, so erinnert euch dieser Stunde und denkt: Wir waren dabei, als sie ihn begruben, und als er starb, haben wir geweint.

2

Bei der Enthüllung des Denksteines

(Herbst 1827)

Sechs Monden sinds, da standen wir hier an demselben Orte, klagend, weinend: denn wir begruben einen Freund. Nun wir wieder versammelt sind, laßt uns gefaßt sein und mutig: denn wir feiern einen Sieger. Hinabgetragen hat ihn der Strom des Vergänglichen in der Ewigkeit unbesegeltes Meer. Ausgezogen, was sterblich war, glänzt er ein Sternbild am Himmel der Nacht. Er gehört von nun an der Geschichte. Nicht von ihm sei unsere Rede, sondern von uns.

Wir haben einen Stein setzen lassen. Etwa ihm zum Denk-

mal? Uns zum Wahrzeichen! Damit noch unsere Enkel wissen, wo sie hinzuknien haben, und die Hände zu falten, und die Erde zu küssen, die sein Gebein deckt. Einfach ist der Stein, wie er selbst war im Leben, nicht groß; um je größer, um so spöttischer wäre ja doch der Abstand gegen des Mannes Wert. Der Name Beethoven steht darauf und somit der herrlichste Wappenschild, purpurner Herzogsmantel zugleich und Fürstenhut. Und somit nehmen wir auf immer Abschied von dem Menschen, der gewesen, und treten an die Erbschaft des Geistes, der ist und bleiben wird.

Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung in dieser geistesarmen Zeit. Ihr, die ihr versammelt seid an dieser Stätte, tretet näher an dies Grab. Heftet eure Blicke auf den Grund, richtet alle eure Sinne gesamt auf das, was euch wissend ist von diesem Manne, und so laßt, wie die Fröste dieser späten Jahreszeit, die Schauder der Sammlung ziehen durch euer Gebein, wie ein Fieber tragt es hin in euer Haus, wie ein wohltätiges, rettendes Fieber, und hegts und bewahrts. Selten sind sie, die Augenblicke der Begeisterung, in dieser geistesarmen Zeit. Heiliget euch! Der hier liegt, war ein Begeisterter. Nach Einem trachtend, um Eines sorgend, für Eines duldend, alles hingebend für Eines, so ging dieser Mann durch das Leben. — Nicht Gattin hat er gekannt noch Kind; kaum Freude, wenig Genuß. — Ärgerte ihn ein Auge, er riß es aus und ging fort, fort, fort bis ans Ziel. Wenn noch Sinn für Ganzheit in uns ist in dieser zersplitterten Zeit, so laßt uns sammeln an seinem Grab. Darum sind ja von jeher Dichter gewesen und Helden, Sänger und Gotterleuchtete, daß an ihnen die armen zerrütteten Menschen sich aufrichten, ihres Ursprunges gedenken und ihres Ziels.

Joseph Redlich: Das Wesen der österreichischen Gemeindeverfassung

Die österreichische Gemeinde ist eine Verwirklichung jener Auffassung der Selbstverwaltung, die in der Schaffung einer möglichst erweiterten staatsfreien Lebenssphäre für die Selbstverwaltungskörper das Wesen der Selbstverwaltung und damit zugleich auch die Grundlagen der bürgerlichen Freiheit und des Rechtsstaates erblickt. Die österreichische Gemeinde ist in der Bildung ihres territorialen Gebietes der Eigenmacht des Staates entrückt. Sie ist zwar in der Bildung ihres Personenvereines von Tatbeständen abhängig, die durch staatliche Gesetze normiert sind. Aber die Aufnahme in den Gemeindeverband steht der Gemeinde völlig frei ohne Beeinflussung des Staates zu. Sie bildet ihre Organe durch freie Wahl und schafft sich ihre Vertretung ohne jegliche Einmischung des staatlichen Imperiums rein nach dem Prinzip der Repräsentativverfassung. Sie führt durch diese Organe ihre Verwaltung innerhalb des ihr zugebilligten natürlichen oder selbständigen Wirkungskreises, dessen Begrenzung nur durch die tatsächlichen Kräfte der Gemeinde und ihre Interessen gegeben ist, in voller Freiheit. Sie besitzt damit den weitaus überwiegenden Teil der gesamten lokalen inneren Verwaltung und Polizei als ihr Recht zu eigen, ist in dieser Verwaltungstätigkeit völlig frei von irgendeiner Tutel des Staates und nicht gebunden an den Konsens staatlicher Behörden bei der Verfolgung aller jener Zwecke, die das Gemeindeinteresse als Aufgaben der Gemeinde erscheinen läßt. Sie ist der Aufsicht des Staates nur in einer Richtung unterworfen, nämlich in Hinsicht der Gesetzlichkeit ihrer Beschlüsse und der darauf gebauten Verfügungen ihrer Exekutive. Sie unterliegt, was die Führung der eigentlichen Verwaltung,

nämlich die Besorgung des selbständigen Wirkungskreises, betrifft, der Aufsicht der Obergemeinde, sei es des Bezirkes oder des Landes, nur in einem durch den Begriff der Berufung schon außerordentlich eingeengten Ausmaße. Die Gemeinde besitzt in dem zur Führung ihrer wirtschaftlichen und sonstigen administrativen Angelegenheiten notwendigen Umfange auch das Recht der Autonomie im engeren Sinne des Wortes, frei von staatlicher Zustimmung und Einmischung. Sie besitzt schließlich die volle Persönlichkeit des öffentlichen Rechtes auf Grund der Gemeindeordnung und ist befugt, alle jene Interessen, die sich in der Gemeinde als einer Personengemeinschaft verkörpern, darunter auch politische Interessen, gegenüber dem Staate zu vertreten.

Es wäre nun sehr wünschenswert, in möglichst umfassender Weise in dieses Bild, wie es sich aus dem geschriebenen Rechte unserer Gemeindeverfassung und Gemeindeverwaltung ergibt, noch alle jene Züge einzutragen, die sich aus der praktischen Entwicklung des österreichischen Gemeindewesens unter der Herrschaft der Gemeindeordnung ergeben haben. Es wäre notwendig, auch im einzelnen zu zeigen, wie diese Rechtsgedanken durch die Praxis von Staat, Land und Gemeinde in ihrem gegenseitigen Aufeinanderwirken beeinflußt worden sind, und es wäre erforderlich, zu untersuchen, inwieweit hierbei die provinziellen, lokalen und vor allem nationalen Faktoren diese Grundeinrichtungen und Grundgedanken der Gemeindeordnung zwar nach verschiedener Richtung hin in den einzelnen Kronländern eigentümlich variiert und spezialisiert, dabei aber in ihrem Wesen überall gleichartig aufrechterhalten haben. Eine solche Untersuchung, die sich notwendigerweise auf einem außerordentlich weitläufigen, über die ganze Monarchie zerstreuten Material von Tatsachen aufbauen müßte, kann hier weder er-

wartet noch gegeben werden. Vielleicht aber ist es gestattet, in einigen wenigen Punkten und nur bezüglich der zentralen Grundgedanken unserer Gemeindeverfassung darauf hinzuweisen, wie die Praxis tatsächlich gewirkt hat. Und da möchte ich zusammenfassend folgendes sagen.

Vor allem ergibt eine Beobachtung unseres gegenwärtigen Gemeindewesens, daß sich der Grundgedanke unserer Gemeindeordnung, die Ausscheidung eines großen Stückes der inneren Verwaltung und Übertragung derselben an die historisch gegebenen Lokalverbände, die Gemeinden, zur völlig freien Besorgung der lokalen Interessen zu eigenem Rechte auf das tiefste in den Gesamtorganismus des öffentlichen Lebens und Rechtes in Österreich eingewurzelt hat. Wenn man z. B. die Judikate unseres Verwaltungsgerichtshofes, wie sie nun durch mehr als drei Jahrzehnte vorliegen, von diesem Gesichtspunkte aus prüft, so sieht man, daß die Erkenntnisse dieses hohen Gerichtes immer wieder in der Richtung einer Bekräftigung und Stärkung des Gedankens der Autonomie oder, besser gesagt, der staatsfreien Lokalverwaltung durch die Gemeinden wirken. Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangt man hinsichtlich der Tutel der autonomen Oberinstanz der Gemeinden; und man wird in dieser Auffassung noch bestärkt, wenn man die tatsächliche Gestaltung unserer landtäglichen Politik sowie der Verwaltung unserer Landesausschüsse beobachtet. Man muß sich daran erinnern, daß diese Landesvertretungen ausschließlich auf Grund von national geschiedenen, parteipolitischen Wahlen zustande kommen, und daß bei der Bildung der Landesausschüsse durch Wahl aus dem Landtage selbst immer wieder die Kräfteverteilung der einzelnen politischen, nationalen und sozialen Gruppen zum Ausdruck gelangt. Und schließlich muß man auch in Anschlag bringen, daß schon infolge

des engen Zusammenhanges, in dem Landtags- und Gemeindewahlrecht zueinander stehen, auch das politische Leben in beiden Formen, sowohl in der Gemeinde wie in der Landesobergemeinde — im Kronlande —, wesensgleich und in der Praxis stets von denselben Organisationen und Personen getragen wird. Regelmäßig sind es die in den größeren Gemeinden oder in den Bezirken führenden Parteipolitiker, die wieder als Abgeordnete in den Landtag gewählt werden: und so gibt es — von der Wahlkurie der Großgrundbesitzer abgesehen — wenige Mitglieder der Landtage, die nicht selbst als Bürgermeister oder Gemeindevertreter oder Mitglieder von Bezirksausschüssen innigen Anteil an dem kommunalen Leben nehmen. Da ist es nun selbstverständlich, daß weder Landtag noch Landesausschuß daran auch nur denken können, die ihnen anvertraute Landesautonomie zur Grundlage einer gegen die Autonomie der Gemeinden gerichteten Landesgesetzgebung oder Landesverwaltung zu machen. So hat die Entwicklung unseres öffentlichen Lebens in den Kronländern den Gedanken der Autonomie der Gemeinde auch in ihrem Verhältnis zu den Kronländern immer nur schärfer hervorgetrieben. Wie die Kronländer selbst von ihrer finanziellen Autonomie gegenüber dem Staate längst den weitestgehenden Gebrauch machen und sich durch die landesgrundgesetzlichen Bestimmungen über die notwendige kaiserliche Sanktion zur Aufnahme von Darlehen oder zur Erhöhung der Landesumlagen nicht im geringsten von der Regierung praktisch beengt fühlen, so haben dementsprechend die von dem Gedanken der freien Verwaltung beherrschten Landtage und Landesausschüsse folgerichtig auch in demselben Maße den Gemeinden die ihnen auf finanziellem Gebiete durch das Gemeindegesetz beschränkte Autonomie praktisch genommen sehr ansehnlich erweitert.

Und so ist es in den meisten Kronländern dahin gekommen, daß unsere Gemeinden nicht nur eine außerordentlich weiterstreckte staatsfreie Sphäre der Verwaltung besitzen, sondern daß sie sich auch im Bereiche der Vermögensverwaltung, des Steuerwesens und des Schuldenwesens trotz der gesetzlichen Tutel der Kronländer als höherer Selbstverwaltungskörper gleichfalls eine weitgedehnte landesfreie Sphäre der Verwaltung errungen haben.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Entwicklung manche Nachteile in sich birgt, Nachteile sowohl für den Staat, da die Steuerkraft der Bevölkerung durch eine unwirtschaftliche Gemeindefinanzverwaltung vorweg belastet wird, Nachteile für die Gemeinden selbst, deren industrielle Entwicklung nicht selten durch allzu hohe Gemeindezuschläge zurückgehalten wird. Es läßt sich auch nicht verkennen, daß hier tatsächlich einer der bedenklichen Punkte des ganzen Systems kommunaler freier Selbstverwaltung zu erblicken ist. Dennoch würde nichts mehr dem Geiste unserer ganzen Selbstverwaltungseinrichtungen in Land und Gemeinde widersprechen als die Ansicht, man müsse das Heilmittel gegen die bezeichneten Nachteile in einer straffen bureaukratischen Unterordnung der Gemeinden unter den Staat suchen. Vielmehr muß auch hier jeder, der an der organischen Entwicklung des modernen Verfassungsstaates in der Richtung der Selbstverwaltung und Selbstregierung festhält, auf die allgemeinen in der politischen Entwicklung freier Kulturvölker gelegenen Heil- und Hilfsmittel bauen: auf das wachsende Verständnis breiter Schichten für die Abhängigkeit der wirtschaftlichen Entwicklung von der Gemeindefinanzpolitik, auf die Zunahme des allgemeinen Interesses für eine gute Lokalverwaltung und ihrer Wertschätzung durch das Volk, auf die allgemeine Steigerung der politischen Einsicht überhaupt. Freie

Wahl der Gemeindevertretung aus allen Schichten der Bevölkerung, öffentliche Kontrolle der kommunalen Verwaltung durch Presse und Parteienkampf sind dann die sicheren Mittel, um den durch unverständige oder pflichtwidrige Ausübung der kommunalen Autonomie eingerissenen Mißständen vermittels des Appells an die Wähler und Steuerzahler kräftig zu begegnen und notwendige Remeduren immer wieder herbeizuführen.

Aber noch ein anderes Moment kommt hier in Betracht, will man verstehen, warum die Freiheit der Gemeinde in Österreich seit ihrer Gründung immer mehr befestigt und immer nachhaltiger wirksam geworden ist. Wer das politische Leben in Österreich kennt, weiß, wie sich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts die österreichische Gemeinde durch die bestehende Gemeindefreiheit nicht nur zum hauptsächlichen Träger der ganzen Lokalverwaltung gestaltet hat, sondern daß sie sich auch in derselben Zeit als das wichtigste und in seiner Art unvergleichliche Organ freier politischer Betätigung der Bevölkerung entfaltet hat. Wir alle in Österreich wissen, daß die Gemeinde vor allem im Hinblick auf die stärkste Kraft des politischen Lebens in Österreich, in Hinsicht auf die nationale Bewegung, als das eigentliche Bollwerk jeder der Nationen in ihren Siedlungen sich erwiesen hat und erweist. Dem ist es zuzuschreiben, daß die autonome Gemeinde in Österreich sowohl im Kampfe der Nationalitäten als auch innerhalb der einzelnen Nationen dort, wo ein scharfer Parteigegensatz sozialer oder politischer Natur sich entwickelt hat, zu dem wichtigsten Kampfobjekt und für den jeweiligen Sieger zum wichtigsten Element der politischen Machtentfaltung geworden ist. Eine Untersuchung der Stellung, welche die österreichische Gemeinde in dieser Hinsicht besitzt, würde, so schwierig sie wäre, zumal auch

hier von Kronland zu Kronland nebst allgemeinen Erscheinungen zahlreiche Besonderheiten zu berücksichtigen sind, zu wichtigen Ergebnissen auf dem Gebiete moderner Staatslehre führen. Auch von diesem Gesichtspunkte aus ergibt sich schließlich dies als das beherrschende Prinzip: daß die „Autonomie" der Gemeinde, wie dieses Wort im österreichischen politischen Sprachgebrauch gemeint wird, das heißt, daß ihr weder vom Staate noch auch vom Kronlande wesentlich eingeschränktes Selbstbestimmungsrecht als der entscheidende Charakterzug des Wesens der österreichischen Gemeinde zu gelten hat.

Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß wir von diesem Punkte aus einerseits in das Innerste des Wesens der österreichischen Gemeinde hineinblicken, auf der anderen Seite aber sehen wir von hier aus die Erklärung für jene schon oben bemerkte Erscheinung der unzerstörbaren Lebenskraft der Grundgedanken des österreichischen Gemeinderechtes, wie sie seit der Stadionschen Gemeindeordnung von 1849 ihre Wurzeln in das politische und soziale Leben Österreichs tief gesenkt haben, einer Erscheinung, welche die politische Erfassung unseres Gemeindewesens erst in ihrer ganzen Fülle erkennen läßt. Diese Erklärung liegt darin, daß mit dem Gedanken der staatsfreien, sich möglichst selbstbestimmenden Gemeinde — vielleicht darf man sagen, nicht ganz bewußt, was die Urheber der ersten österreichischen Gemeindeordnung betrifft — dem einzigartigen Charakter des österreichischen Staates Rechnung getragen worden ist. Österreich ist seit jeher ein Inbegriff der Herrschaft über so viele, sehr verschiedene, in vielen Stücken einander fremd gegenüberstehende Länder und Nationen, die fast vom äußersten Süden Europas bis hinauf in die sarmatische Tiefebene unter den verschiedenartigsten geographischen, wirtschaftlichen und historisch-kulturellen Bedingungen nebeneinander

und oft durcheinander gemischt leben. Und Österreich ist ein Gemeinwesen, dessen einzelne historische Bestandteile erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in einen organischen administrativen, wirtschaftlichen und politischen Zusammenhang gebracht worden sind: die Reformen Maria Theresias und Josephs II. haben zuerst einen Einheitsstaat zu schaffen gesucht, der zentralistische Absolutismus hat dann zwischen 1848 und 1860 diesen Versuch mit unleugbar großem technisch-administrativen Geschick fortgeführt. Aber schon im Jahre 1848 und vollends seit der dauernden Einrichtung des verfassungsmäßigen Lebens in Österreich ist der tiefe Widerspruch immer schärfer hervorgetreten, den der ganze historische, ethnische und kulturelle Aufbau Österreichs dem Gedanken des zentralistisch-administrierten Einheitsstaates entgegensetzt. Das hat nun schon Graf Stadion, in seiner Zeit der bedeutendste Träger des ideologischen Liberalismus spezifisch österreichischer Färbung, wohlweislich erkannt, und aus solcher Erkenntnis heraus ist seine Gemeindeordnung, ja vielmehr die ganze in der provisorischen Gemeindeordnung niedergelegte große Konzeption eines auf sogenannter „Autonomie" beruhenden Staates hervorgegangen. In einem solchen Reiche wie Österreich mußte es unmöglich erscheinen, den alten deutschen Obrigkeitsstaat des 18. Jahrhunderts, wie ihn Österreich im Wetteifer mit Preußen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur vollen Kraft zu bringen vermocht hatte, vollständig intakt zu erhalten und gleichzeitig mit den Rechtsformen, Prinzipien und Institutionen des liberal-konstitutionellen Staates organisch zu verbinden, wie ihn die Revolution von 1848 für Österreich und Deutschland zur Notwendigkeit gemacht hat. Die Intensität der zentralisierten Staatstätigkeit, wie sie zum erstenmal der Obrigkeitsstaat geschaffen hat, möglichst zu erhalten gegenüber den

schließlich unabweisbar gewordenen Forderungen nach Teilnahme der Regierten an Regierung und Verwaltung: das war die große Aufgabe aller konstruktiv tätigen, schöpferischen Staatsmänner des 19. Jahrhunderts. Diese Aufgabe hat ihre der geschichtlichen Natur der hohenzollernschen Monarchie adäquate Lösung gefunden in jenem merkwürdigen und bewundernswert in sich geschlossenen System der inneren Verwaltung, wie es sich Preußen unter der theoretischen Beeinflussung durch Gneist, aber unter der bisher unerschütterten politischen Führung der preußischen Konservativen geschaffen hat. Dort war diese Lösung möglich; dort in dem Musterlande straffster staatlicher Zusammenfassung politischer, wirtschaftlicher und militärischer Kräfte war es möglich, die intensivste Verwaltung des Obrigkeitsstaates unter sehr zögerndem, zum Teil nur die Form opferndem Nachgeben an die liberalen und vollends demokratischen Forderungen der Zeit dadurch vollständig zu erhalten, daß über den zentralisierten staatlichen Beamtenapparat ein dünner Schleier von Selbstverwaltung gelegt worden ist, ohne daß aber diese „Selbstverwaltung" anders gemeint war, als daß auch in ihr der Wille der zentralisierten königlichen Regierungsgewalt und die hinter dieser stehende politische Weltanschauung jederzeit in allen wichtigen Dingen die ausschlaggebende Entscheidung haben sollten. Dieses Problem hat in Österreich auf ganz andere Weise Alexander Bach zu lösen versucht, aber er ist an der Unmöglichkeit dieser Aufgabe gescheitert. Wohl vermochte er, ein Meister der Organisation, den modernisierten Apparat des zentralistischen Obrigkeitsstaates zu schaffen, der in Österreich noch heute aufrecht steht. Aber zu diesem Zwecke mußte er das System der Selbstverwaltung, wie es aus dem Liberalismus des Grafen Stadion hervorgegangen war, beseitigen. Sobald

dann mit der Erneuerung der Verfassung Österreichs abermals das Problem einer organischen Verbindung liberaler Selbstverwaltung mit einem starken staatlichen Machtapparat gestellt war, da suchte man dessen Lösung unter dem Drucke der Erkenntnis, daß in dem vielgestaltigen, vielsprachigen, national so gemischten Österreich mit seinen jahrhundertelang durch ein deutsches Beamtentum beherrschten slawischen und romanischen Völkern eine organische Verbindung freier Volksinstitutionen mit dem modernisierten bureaukratischen Obrigkeitsstaate des 18. Jahrhunderts und der franciscischen Epoche nur in wenigen Gelenken der beiderseitigen Kraftorganisationen — der der Völker und der des Staates — stattfinden konnte. Und so ist die Verwirklichung des Prinzips der Autonomie in den Gemeinden und in den Kronländern Österreichs, wie diese in dem Gemeindegesetz von 1862, in den Verfassungsentwürfen und Verfassungen von 1848 bis 1861 ihren klaren, nicht mißzuverstehenden Ausdruck findet, nur das Bekenntnis der Unmöglichkeit, den alten aus der Fürstenidee des 17. Jahrhunderts erwachsenen Obrigkeits- und Beamtenstaat gegenüber den Forderungen moderner Selbstverwaltung und Selbstregierung in Land, Kreis und Gemeinde in einem Reiche mit ungeminderter Kompetenz und Macht aufrechtzuerhalten, in dem ein großer Teil der so verschiedenartigen, dieses Reich bildenden Nationen wohl in dem Staate, nicht aber auch für den Staat in seiner historisch gegebenen Gestalt zu leben gewillt war.

Es würde zu weit führen, den vorstehenden Gedankengang hier in seinen Einzelheiten über das ganze Feld österreichischen Staatsrechtes hinweg zu verfolgen. Aber ich hoffe, schon diese knappen Bemerkungen machen klar, ob der hier aufgestellte Gesichtspunkt für das Verständnis des innersten Wesens unserer

Gemeindeverfassung einigen Wert besitzt. Wie die in den Schmerlingschen Landesverfassungen den althistorischen Kronländern zugestandene Länderautonomie die unschätzbare Folge hatte, daß sie allen österreichischen Völkern ein großes Stück staatsfreier Lebenssphäre zugesichert und dadurch den schwersten, für die Entwicklung Österreichs gefährlichsten Zusammenstößen zwischen den einzelnen Nationen untereinander, sowie zwischen ihnen und dem Staate vorgebeugt hat: geradeso hat die Gemeindeautonomie den österreichischen Nationalitäten innerhalb des engsten politisch-administrativen Verbandes, nämlich innerhalb der Gemeinde, eine feste Heimstätte für die nationalen, politischen und kulturellen Bestrebungen der Völker gegeben, welche wertvolle lokale und allgemeine Interessen der Bevölkerung gegen den Eingriff der zentralstaatlichen Bureaukratie und die Reglementierung durch eine zentralisierte Omnipotenz der Regierung sicherte. Gewiß ist damit auch vom Beginn des verfassungsmäßigen Lebens in Österreich an das Zeichen zu einem an tausend Orten geführten, oft langwierigen und erbitterten Kampfe um die Gemeinde dort gegeben worden, wo mehrere Nationen miteinander vermischt leben, ein Kampf, der nunmehr nach einem halben Jahrhundert zwar nicht vollständig abgeschlossen ist, aber doch schon größtenteils auf die Sprachengrenzgebiete beschränkt erscheint. Gewiß ist in diesem Zeitraume kraft der historischen Tatsache, daß der österreichische Einheitsstaat durch das deutsche Volkselement geschaffen und ohne, teilweise auch gegen die slawischen Völker ausgebildet worden ist, die hier angedeutete Funktion der Gemeindeautonomie vor allem ein gewaltiger politischer Vorteil für die nichtdeutschen Völker gewesen. Und kein deutscher Österreicher kann darüber im Zweifel sein, daß mit der verfassungsmäßigen Festlegung der Autonomie für Land, Bezirk und Gemeinde in

dem Sinne, den dieses Wort in der Sprache unseres Rechtes und unserer Politik besitzt, die von den Anschauungen des Liberalismus beherrschten deutschen Staatsmänner Österreichs den nichtdeutschen Völkern des Reiches eine unfehlbare Waffe in die Hand gegeben haben, mit der vor allem die Slawen Schritt für Schritt den Raum in Staat und Reich wiedergewonnen haben, der ihnen zuerst durch die Gegenreformation, dann durch den von Maria Theresia geschaffenen Einheitsstaat, zuletzt durch den absolutistischen Zentralismus Alexander Bachs so stark eingeengt oder vorenthalten worden war. Wer aber — wenn auch als Deutscher oft nur mit schmerzlicher Erkenntnis — diesen Prozeß der Umwandlung Österreichs in einen modernen Völkerstaat gleichberechtigter Nationen für eine unvermeidliche Entwicklung ansieht und darum gegenwärtig in seiner Vollendung die beste Bürgschaft für ein kraftvolles politisches, wirtschaftliches und kulturelles Gedeihen aller österreichischen Völker, sowie des Gesamtstaates erblickt, der wird sich schließlich auch als Deutscher bereit finden, die großen Vorzüge des österreichischen Verfassungsgedankens kommunaler Autonomie, sowie die in ihm liegenden, noch lange nicht vollentwickelten großen Kräfte staatlichen, politischen und kulturellen Fortschrittes anzuerkennen. So haben denn auch die Deutschen in Österreich, mochte ihnen vor einem halben Jahrhundert der in der Autonomie gebotene — gewissermaßen prophylaktische — Schutz gegenüber dem „Staate" unnötig oder unangebracht erscheinen, da ihre leitenden Klassen damals als stärkste Teilnehmer an der Lenkung des Staatsapparates solchen Schutz gewiß nicht zu benötigen vermeinten, so haben denn auch die Deutschen seither nur allzu gut den Wert der österreichischen staatsfreien Gemeinde, den Wert staatsfreier autonomer Länderverwaltung für ihr eigenes Volkstum und damit auch für die

lebendigen staatlichen Interessen der Deutschen Österreichs insgesamt zur Genüge kennen gelernt.

Hugo von Hofmannsthal: Die Taten und der Ruhm

Es ist gesagt worden, daß man nach diesem Kriege nicht mehr von den Helden und von den Taten der Griechen und Römer sprechen werde, sondern von denen der Unsrigen; daß an die Stelle der Schlachten von Marathon und Platää die Schlacht am San und die von Limanowa treten würde; daß Miltiades und Epaminondas zehnfach von unseren Gruppenführern, ja Regimentskommandanten überstrahlt seien, daß Hunderte von einfachen Offizieren mehr geleistet hätten und Schwierigeres als Leonidas, und daß ein einziger Monat des Karpathenkampfes mehr Heldentaten enthalte als alle Punischen Kriege zusammen. Man hat hinzugefügt, daß es nun die Sache der Schule sein werde, in ihrem Geschichtsunterricht hieraus das Fazit zu ziehen und die Namen und Bilder dieser nahen Heldenwelt an Stelle jener fernen in die jungen Seelen einzugraben.

Alles dieses ist wahr: in diesen nahen Taten ist ein Element unbedingter Hingabe, unbedingten, fast unbegrenzten Ausharrens, das jene fernen gar nicht kennen. Auch sind die Leistungen größer, schrecklicher. Es ist in unseren Kämpfen etwas Wildes, Barbarisches, das Grausen vor der Natur ist überwunden, es wird mitten im Winter, mitten im Gebirg geleistet, was nach allen Regeln der Kriegskunst als das schlechthin Unmögliche galt; damit aber verflicht sich das höchst komplizierte Kunstmäßige im Zusammenhange der Massen, im Ineinandergreifen der Mittel; die Werkzeuge der Zerstörung sind so

fürchterlich geworden, daß, was durch sie erreicht wird, nicht mehr dem legitimen Kampfmittel von Mensch zu Mensch gleichsieht, sondern dem unfaßlichen Wüten der Natur gegen ihre Geschöpfe. In dem allen halten Hunderttausende der Unseren stand und vollbringen tagaus, tagein mitten in diesem Chaos Taten des Mutes und der Ausdauer, deren Fülle uns überwältigt, und doch ist es nicht der zehnte Teil ihrer Taten, von dem überhaupt Kunde zu uns dringt. Wir folgen diesem Geschehen mit Angst und Sorge, mit Glück und Stolz, denn die einzelnen sind unsere Brüder, unsere Freunde, die engsten Landsleute, es sind die Unseren. Zugleich aber blicken wir auf diesen beispiellosen Vorgang mit einer elementarischen wortlosen Ergriffenheit, wie auf ein ungeheures Naturphänomen, welches sich vor unseren sehenden Augen vollzieht, worin unmeßbare Naturkräfte sich vergeuden, unbekümmert, ob ein Zeuge da ist, ihrer zu achten. Die beständige Gewißheit, daß sich dort von Tag zu Tag, von Nacht zu Nacht mehr und Größeres abspielt, als wir jemals zu erfahren und in uns aufzunehmen imstande sein werden, dies beständige Gefühl der Unzulänglichkeit einer stets gespannten Teilnahme ist eine der völlig neuen Erfahrungen, die unser Geschlecht zu machen hat. Die Gefühle, welche sich über diese Dinge in unserer Brust erheben und mischen, sind zu vielfältig und zu unentwickelt, zu elementarisch und zu verflochten, als daß wir sie auseinanderbringen können; hier geht es uns ähnlich wie beim Anblick des gestirnten Himmels, der auch mit Gefühlen, die sich nicht vergeistigen lassen, uns anrührt: hier wie dort ist ein gleiches Element: die unmeßbare Größe, deren wir gewahr werden, verwirrt und überwältigt unser Gemüt.

Ein Gefühl aber ist diesem allen nicht beigemischt: das der Vergänglichkeit. Daß dies, was mit solcher Gewalt uns um-

klammert, diese grandiose Gegenwart, dies mehr als eiserne Geschehen, dahinfallen könnte und vergessen werden, das ist ein Gedanke, der uns kaum anwandelt. Wie denn auch? Irgendein König Leonidas hielt einmal mit dreihundert Lanzen in einem Bergpaß den Ansturm eines barbarischen Heeres auf; dies war vor dritthalbtausend Jahren, und sein Name ist unvergessen, seine Gestalt steht vor uns, ja die witzige Antwort ist uns überliefert, mit welcher er den Herold abfertigte, der ihn aufforderte, sich zu ergeben. Dies ist nicht mehr als ein Teilchen von dem, was jetzt geleistet und getragen wird, und die Geschichte hat es überliefert. Wie könnte sie versagen, auch nur ein Bruchstück dieses jetzigen ungeheuerlichen Geschehens weiter zu tragen von Geschlecht zu Geschlecht, wenn dieses Bruchstück mehr an Heldentum enthält als Marathon und Platää, Leuktra und Mantinea mitsammen?

Und dennoch müssen wir uns sagen: dies kann geschehen. Denn was die Geschichte weiter trägt und was die Schule aus ihr schöpft und den Seelen der Nachgebornen einprägt, das sind nicht die Taten selber, die ja vor Gott unzerstörbar und unverwelklich sind, aber für uns in ihrer nackten Wahrhaftigkeit, in ihrer stummen Majestät wie schwer faßbar, wie selten sichtbar, sondern was die Geschichte weiter trägt, das ist der Ruhm, der Leumund, den die Taten bei den Mitlebenden genossen haben, die Zeugenschaft, die Ausschmückung, die Verstümmelung, der Bericht, die Chronik, die Anekdote. Ungeheures ist dahingesunken, aber eine Gebärde, ein Zug ist geblieben; ein Wort, ein Witz haben Flügel bekommen und den Abgrund der Jahrtausende überflogen. „Um so besser, so werden wir im Schatten kämpfen." Diese Antwort des Leonidas an den persischen Herold, der Ort, wo sich dies abspielte, das Tor der Thermopylen, der schöne Eingang aus Thessalien

nach Griechenland, dann sein Königtum, sein spartanisches Königtum: die Überlieferung, daß er und seine Dreihundert sich gesalbt und über den schönen ehernen Harnischen mit Blumen sich geschmückt hatten — dreihundert Lanzen, welche schöne ebenmäßige, den Sinnen faßliche Zahl gegenüber den Myriaden von Barbaren — aus diesem allen setzt sich dieser unverwelkliche Ruhm zusammen, dieses unvergängliche Bild des kühnen, witzigen Königs dort im Engpaß zwischen Berg und Meer: es ist eine echt griechische Unsterblichkeit, eine Unsterblichkeit, an welcher der Geist, die sinnliche bildende Phantasie ebensoviel oder mehr Anteil haben als der Heldenmut. Denn die Tat und der Ruhm sind zweierlei, und niemand wußte dies besser als die Alten. Der Ruhm ist freilich nur der Schatten, den die Tat wirft, aber damit sie ihn werfen könne, muß einer eine Fackel entzündet haben. Die Alten waren ruhmsüchtig, und so schufen sie viel Ruhm. Sie wußten, daß die Tat selber noch nicht den Ruhm verleiht, auch nicht die größte, auch nicht eine Kette ungeheurer, die Welt erschütternder Taten. Darum weinte Alexander, als er das Grabmal des Achilleus besuchte, und rief aus: „Du Beneidenswerter, daß du einen Homer gefunden hast, deine Taten für die Ewigkeit aufzubewahren!" Das ganze Altertum hindurch war die Unsterblichkeit der Tat etwas Rundes, Konkretes, unvergleichlich anders, als sie es für die Menschen der mittleren und neueren Zeiten jemals sein konnte. Als Pelopidas dem Epaminondas seine Ehe- und Kinderlosigkeit vorwarf, antwortete dieser: „Ich hinterlasse eine Tochter, die Leuktrische Schlacht, welche mich nicht nur überlebt, sondern ewig leben wird." Dieses Wort, so natürlich und schön im Munde eines antiken Königs, hätte im Munde jedes späteren Menschen, ich weiß nicht, was für einen prahlerischen und schielenden Charakter. Nur in der ruhm-

süchtigen Antike ist die Tat des Herostrat möglich und die Seltsamkeit, daß er durch seine Tat auch wirklich erreichte, was er erstrebte. Ruhmsüchtig wie die einzelnen waren die Städte, die Völker. Im Augenblick, wo sie in die Schlacht zogen, opferten die Lazedämonier den Musen, damit ihre Taten würdig verzeichnet würden, denn sie hielten es für nichts Gemeines, sondern für göttliche Gunst, daß eine schöne Handlung den Zeugen fände, der ihr Dauer und Ruhm verleihe. Diese Ruhmbegierde war so allgemein, sie schien so selbstverständlich, so sehr ein Zug der menschlichen Natur, daß die, welche ihr entgegenreden, wie Chrysippus und Diogenes, schon bloß durch dies eine als Sonderlinge und bizarre Angreifer des Allgemeinen erscheinen. Und erst als ein Ausdruck des geheimen starken Gegensinnes, den jede starke geschlossene Welt in sich trägt, tönt das Wort des Epikur: „Verbirg dein Leben" in die sich auflösende antike Welt hinein.

Es gibt keinen schärferen Gegensatz zu jenen Lazedämoniern, welche auf dem Punkt, eine Schlacht zu liefern, den Musen opferten und von der Gunst der Götter einen beredten Zeugen ihrer Taten erflehten, als die Gesinnung, mit welcher die Tradition dreier Jahrhunderte die k. und k. Armee erfüllt hat. Hielten jene ruhmsüchtigen Seelen ihre Taten begierig, beinahe angstvoll dem Ruhm entgegen, so ist, ich weiß nicht welche edle Stummheit, ich weiß nicht welche Geringschätzung des lauten, wortreichen Ruhmes unter den vornehmsten Überlieferungen unseres Heeres. Betrachten wir die Figuren unserer großen Heerführer, Prinz Eugen, Laudon, Erzherzog Karl, Schwarzenberg, Radetzky — so ist ihren so verschiedenen Mienen dennoch einer wie der anderen dieser stoische Zug eingeschrieben, dieses Aufsichberuhenlassen des Geleisteten, diese Ablehnung, beinahe Geringschätzung der Geschichte. Ich nenne es einen

stoischen Zug — oder wie ja das Christentum in dem stoischen Element das edle Vermächtnis der Antike in sich aufgenommen hat — einen christlichen Zug. Das erhabene Wort des Apostels Paulus: „Unser Ruhm ist das Zeugnis unseres Gewissens" könnte die Umschrift jeder Denkmünze sein, die auf einen unserer großen Heerführer geschlagen wäre, und wenn ich irgendwo für ein so unantikes, so hohes und besonderes Seelenverhalten das poetische Sinnbild zu finden hätte, so fände ich es in einer Strophe des Ariost, worin er ein gewisses Verhalten seines Roland schildert, ein christlich-heldenhaftes und dabei welt-abgewandtes Verhalten, für welches die Antike den Schlüssel nicht gehabt hätte:

... „Ich glaubte, daß den Rest dieses Winters hindurch Roland Dinge vollbrachte, die des Gedenkens wohl wert wären, aber bis heute sind sie so geheim geblieben, daß es nicht meine Schuld ist, wenn ich sie nicht erzähle, denn stets war Roland eher bereit, schöne Taten zu tun, als sie zu verkünden, und nie ist eine seiner Heldentaten in der Leute Mund gekommen, es sei denn, daß sie zufällig einen Zeugen gehabt hätte."

Dies ist aufs Haar das Verhalten, das in unserem Heere Tradition geworden ist. Dies ist die Gebärde, mit welcher von je die Führer dieses Heeres es der Geschichte überließen, ihren Leistungen ein würdiges oder ein unwürdiges Denkmal aufzurichten.

Anders waren die Alten: sie wußten, das Glück tut viel, und „nach der Laune mehr, als nach der Wahrheit, hebt es ein Ding ans Licht und läßt das andere im Dunkel", aber sie taten das ihrige, um das Glück zu verbessern, und den gleichen Weg sind unter den Neueren die wahrhaft ruhmbegierigen Völker gegangen. Jenen Lazedämoniern, welche mit Flötentönen die Gunst der Musen herbeiriefen, haben die Franzosen nach-

geahmt, und nicht immer erbaten sie erst von der unsicheren Gunst der Götter den beredten Zeugen ihrer Taten. Napoleons Legende verdankt seiner Feder vielleicht ebensoviel wie seinem Schwert. Aber auch die Preußen sind ein ruhmbegieriges Volk, und auch darin gleichen sie den Spartanern, mit denen man sie oft zusammengestellt hat.

Sie leisten das Große, ja sie nehmen wieder und wieder mit kühner Seele das Ungeheure auf sich, aber stark und durchgreifend wie ihr Tun ist auch ihr Gefühl von sich selber, ein Wissen um den eigenen Wert hebt sich heraus, die Geschlechter überdauernd, und aus der Mitte des eigenen Volkes rufen sie sich immer wieder den beredten Zeugen der eigenen Taten hervor. Sie dürfen es getrost der Geschichte überlassen, ihre Kriegstaten aufzuzeichnen, denn es ist die glorreichste Kette von Taten, deren ein neueres Volk sich rühmen kann: aber sie wissen mit klarem, scharfem Sinn dem Bau, den die Geschichte aufführen soll, den Grundriß vorzuzeichnen. Die Nachlebenden können ja die Fackel des Ruhmes nicht weitertragen, wenn sie ihnen nicht brennend übergeben wird, und jede Legende wird von den Mitlebenden geschaffen. So waren es seinerzeit die Mitlebenden, voll freudigen Glaubens an sich selber, welche die Legende des Marschall Vorwärts schufen. Heute ist eine andere Legende im Entstehen, Tausende weben an ihr, und ein ganzes Volk jubelt ihr zu: große Taten sind geschehen, und wie sie geschehen waren, so folgte ein Bericht, er folgte schnell und war geschaffen, die Einbildungskraft zu entzücken. In ihm war das Bild des tausendgliedrigen Geschehens vereinfacht zur wuchtigen, auch dem gemeinen Verstande faßbaren Tat. Vom Einzelnen gerade da und dort ein Zug, vom Gelände so viel als der Phantasie vonnöten; es war so verfahren, wie die volkstümliche Ballade verfährt, höchst simpel und höchst kunst-

voll, es war nichts als Wahrheit und Bericht, aber es war darin der Legende und der Geschichte vorgewaltet. Es war nach dem Schöpferischen der Tat dem Schöpferischen des Geistes sein Platz eingeräumt. Sooft der Donnerkeil des großen Geschehens niederfuhr, so erschütterte er nicht bloß die Seelen, sondern er erhellte für einen Augenblick mit geistigem Glanz die Welt. Die Schlacht, kaum geschlagen, wurde geistig nachgeschaffen, und nun erst war sie für die Geschichte da, denn diese ist wie ein Strom, in welchem die Taten selber dumpf und schwer untersinken, indessen er ihre geistgeschaffenen Spiegelbilder auf seinem Rücken dahinträgt.

Auch wir müssen von der Gunst der Götter den Ruhm erbitten, wir bedürfen seiner für Österreich, und wir müssen ihn für Österreich wollen: denn wer den Ruhm seiner Taten nicht wollte, der würde bezeugen, daß er an seine Taten, ja an sich selber nicht glaubt. Auch wäre es nicht wahr, wollte man denken, daß Eugen und Karl und Radetzky den Ruhm gering achteten, darum weil ihre Relationen einen unnachahmlichen Geist stolzer Bescheidenheit atmen. Es war in ihrer Haltung etwas Naives ebenso wie etwas höchst Vornehmes, jedes Buhlen und Werben war ihrer Seele fremd und verächtlich, und sie glaubten, daß es genug an der Ehre sei, um die ihre großen Seelen beständig rangen, die ihnen aber in den Taten allein zu wohnen schien, und daß der Nachruhm dieser eigentlichen höheren Ehre gehorsam nachfolgen müsse. Auch waren die Heerestaten jener Tage, verglichen mit dem ungeheuerlichen Geschehen der unseren, wie faßlich, wie leicht zu übersehen, fast glichen sie mehr jenem heroischen Abenteuer an den Thermopylen, jener kleinen großen Schlacht von Marathon. Die heutige Schlacht aber bedarf der geistigen Schöpfung, um für die Phantasie des Mitlebenden erst zu entstehen, ja am meisten

für den Mitkämpfer selber. Denn für alle, die darin verstrickt waren, ist es ein wüstes chaotisches Geschehen, und nur wenige, die höchsten Führer, lesen die geheime Chiffrenschrift und erkennen Geist und Notwendigkeit.

Zur Seele aber spricht nur der Geist, wo die Seele Geist und Notwendigkeit erkennt, da wird ihr wohl, wo diese fehlen, umfängt uns die Kette ungeheuerlicher Begebnisse mit dumpfer Betäubung. Seit sieben Monaten rast die Zeit dahin und scheint auch wieder stille zu stehen. Was im Oktober oder im Dezember geschah, es steht vor uns, als wäre es gestern geschehen, und ist doch so völlig vergangen, unerreichbar fern. Es ist ein Gelebtes, und doch hängt es noch an uns mit lebenden Fäden. Es ist geschehen, und noch ist es nicht Geschichte. Noch ist es unserem Herzen zu nah, immer wieder nehmen wir es unter Leiden in uns auf, kämpfen dagegen an, wie gegen ein Gegenwärtiges. Aber es ist im Begriffe, Geschichte zu werden, und wir ahnen, daß einst nachlebende Geschlechter mit ehrfürchtigem, aber ruhigem Herzen darauf hinschauen werden. Aber ob das, was sie gewahren werden, der Stätte eines unheimlichen Bergsturzes gleichen wird, oder einem aus Quadern getürmten Tempel, das hängt davon ab, bis zu welchem Grad vergeistigt sich das Bild dieser gigantischen Verteidigungstaten in die Seelen der Mitlebenden eingraben wird.

Das erste Vierteljahr dieses unseres Krieges schließt mit einer grandiosen Tat des strategischen Willens: dem Entschluß, die siegreiche Sanschlacht freiwillig abzubrechen, um den Stoß des Feindes gegen das Herz Deutschlands abzuwehren. Diese große Entschließung, dieser freie Sieg des Geistes über die wuchtende Materie hat etwas Lichtvolles, und alle Geschehnisse der vorhergegangenen Kriegsphasen empfangen von diesem einen Moment ihre Beleuchtung. Alles, auch das Dunkle und

Schwere, das sich zu Anfang September begab, nimmt in diesem Zusammenhang eine neue Miene an, und wir schließen unser Gemüt allem, was sich vor diesem Moment ereignet hat, willig auf: jede von Myriaden hingebenden Taten, die diesem voraufging, erscheint uns unverloren, der eine große Moment voll Sinn, voll Kraft, voll Sittlichkeit trägt alles auf strahlenden Fittichen nach oben. Nichts ist vergeudet, was einem großen Ende wahrhaft dient, und dieser große Entschluß, wir fühlen es, diente in großer Weise einem großen Ende, sei es immer mittelbar.

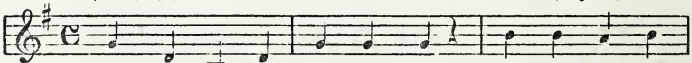
Von einem solchen Entschluß empfängt das ganze Kriegsgeschehen dreier Monate jenes gleichsam menschliche, heroische Angesicht, ohne welches die Taten in die Geschichte nicht eingehen können; aber wir erschrecken bei dem Gedanken, daß eine allzu stoische, eine allzu altösterreichische Berichterstattung uns hätte die Kenntnis von jenem großen freiwilligen Entschluß versagen können, und wir fühlen, wie sehr die Mitlebenden und die Generationen hinter uns — denn was soll uns das Abstraktum „Geschichte", wo es sich um Lebende und immer wieder um Lebende handelt — darauf angewiesen sind, so wie die Taten selber, auch noch das Patrimonium des Ruhmes, das die Geschichte nur weiterträgt, aus der Hand des Feldherrn und seiner Gehilfen zu empfangen.

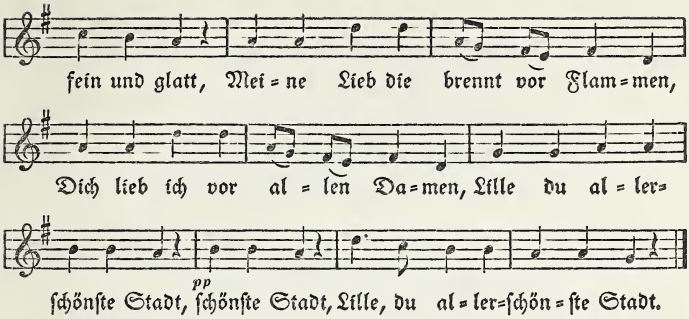
(Geschrieben im März 1915.)

Prinz Eugen und die Festung Lille

Prinz Eugen:

Galant, nicht schnell. Weise zuerst 1720.





Feſtung Lille:

Lieber Herr, was ſaget Ihr?
Wer ſeid Ihr? was macht Ihr hier?
Was die Reuter, die Soldaten,
Eure tapfre Kameraden?
Liebſter, das erzählet mir!

Prinz Eugen:

Ich bin der Savoyer Held,
Bekannt genug in aller Welt,
Prinz Eugenius genennet,
Der in deiner Liebe brennet,
Lille, meine allerſchönſte Braut!

Feſtung Lille:

Lieber Herr, fort packet Euch!
Gehet in das deutſche Reich,
Denn ich habe zum Galanten,
Zum Gemahl und Kareſſanten
König Ludwig von Frankreich.

Prinz Eugen:
Liebste, deine Schönheit groß
Ziehet mich in deinen Schoß.
Laß dich schrecken meine Waffen,
Mit Gewalt will ich bei dir schlafen,
Du magst sagen, was du willst.

Festung Lille:
Wollt Ihr handeln mit Gewalt,
Lieber Herr, nit dergestalt
Schalten möget Ihr und walten:
Boufflers der kann mich erhalten
Und beschützen meine Ehr.

Prinz Eugen:
Liebe, laß doch sagen dir:
Meine Stücke sind Mortier,
Bomben- und Granatenfeuer
Sollen sein dein Hochzeitfeuer,
Das ich dir zu Ehren halt.

Festung Lille
Lieber Herr, von großer Macht,
Glaubet mir, es ist gesagt:
Meine Werk' und Bastionen,
Zitadell und halbe Monden
Lachen und verspotten Euch.

Prinz Eugen:
Halt das Maul und schweige still!
Hör, was ich dir sagen will:

Hab ich nicht in Ungarlanden
Die Türken gemacht zuschanden,
Hunderttausend, noch viel mehr?

Festung Lille:
Lieber Herr, das glaub ich wohl,
Daß Ihr damals waret toll,
Aber Ihr habt nichts zu schaffen
Jetzo mit den fremden Affen,
Sondern mit der Franzen Blut.

Prinz Eugen:
Lille, sei nicht so stolz und frech,
Weise mich nicht von dir weg!
Sieh, ich will dich bombardieren,
Deine Mauern ruinieren
Und zerschießen Stein für Stein.

Festung Lille:
Meint Ihr denn, daß mein Vendôme
Mir nicht bald zu Hilfe komm,
Der mit hunderttausend Franzen
Die Holländer wird lernen tanzen
Aus dem edlen Flanderland?

Prinz Eugen:
Liebste, denk an meine Macht,
Alle Prinzen unveracht,
Glaube mir, das liebe Mailand
Und das auserwählte Deutschland
Hab quittiert aus Lieb zu dir.

Lille, mein allerschönstes Kind,
Warum bist du doch so blind,
Daß du mich nicht willst annehmen?
Tust du dich denn meiner schämen,
Oder sag, was fehlet dir?

Lille, mein Engel und mein Lamm,
Ich weiß dir ein'n Bräutigam,
Carolus, der weltbekannte,
Ich bin nur sein Abgesandte
Und des Kaisers General.

Festung Lille:
Ei wohlan, so soll es sein!
Carolus sei der Liebste mein,
Denn der Ludewig veraltet,
Und die Lieb ist ganz verkaltet,
Karl ist noch ein junger Held.

Unbekannt, etwa 1708.

Radetzky: Bericht über den Sieg von Novara

Hauptquartier Novara, den 24. März, 11½ Uhr nachts.

Ich hatte die Ehre, einem hohen k. k. Kriegsministerium meine letzte Meldung zu übersenden, welche Hochdasselbe mit dem Vorrücken unserer Armee bis Mortara und dem glänzenden Gefechte daselbst, welches zur Einnahme dieses Ortes führte, bekannt machte.

Ich habe heute dagegen einen viel wichtigeren und entscheidenderen Sieg zu verkünden. Die feindliche Armee, schon durch die Wegnahme von Mortara von ihrer eigentlichen Rückzugslinie

abgeschnitten, entschloß sich, in der Stärke von 50000 Mann in der Stellung von Olengo vor Novara ihr Glück zu versuchen. Das die Avantgarde bildende 2. Korps, unter dem Befehl des tapferen FZM. Baron d'Aspre, marschierte gestern von Vespolate auf Olengo vor und stieß daselbst auf den auf den dortigen Höhen aufmarschierten Feind. Die unerwartete Stärke desselben machte das Gefecht einige Stunden zweifelhaft, da das 2. Korps nicht sogleich von den hinter ihm marschierenden unterstützt werden konnte. Ebenso hatte ich in die rechte Flanke des Feindes das 4. und hinter diesem das 1. Armeekorps disponiert, um jenseits der Agogna denselben noch gänzlich zu umgehen.

Se. Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Albrecht, welcher die Avantgardedivision kommandierte, hielt daher mit Heldenmut durch einige Stunden die Angriffe des Feindes von der Front aus auf, bis FZM. Baron d'Aspre im Verein mit dem Kommandanten des 3. Korps, FML. Appel, dieses letztere Korps mit ebensoviel Entschlossenheit als Klugheit auf die beiden Flügel der Division Erzherzog Albrecht disponierte, ich selbst aber das Reservekorps hinter das Zentrum dieser Division beorderte. Bei dem unübertrefflichen Mute und der mit nichts zu vergleichenden Tapferkeit und Entschlossenheit meiner braven Truppen gelang es auch, unsere Fronte siegreich zu behaupten, bis das 4. Korps durch die umsichtige Leitung seines Kommandanten, FML. Grafen Thurn, jenseits der Agogna in die rechte Flanke des Feindes dergestalt kräftigst wirkte, daß bei dieser entscheidenden Bewegung der Feind gegen Abend auf allen Punkten sich in großer, fluchtartiger Verwirrung zurückzog und in nördlicher Richtung einen ihm ganz aufgedrungenen Rückzug in das Gebirge zu nehmen genötigt war.

Ich kann bei diesen Kämpfen nur mit gerührtem Herzen die

Ergebenheit für Sr. Majestät Dienst und die an die höchste Begeisterung grenzende Tapferkeit meiner würdigen Generale, der braven Offiziere und der Mannschaft meines tapferen Heeres erwähnen. Jeder einzelne war ein Held. Um gerecht zu sein, müßte ich eigentlich alle nennen, denn der tapfere Einklang von oben herab war der gerechten Sache, die wir für unseren Kaiser verfochten, im höchsten Grade würdig. Ich wünsche Sr. Majestät Glück zu einem solchen Heere. — Viribus unitis war der Wahlspruch dieser Schlacht.

Die Verdienste des FZM. Baron d'Aspre, des FML. Baron Appel, des FML. Grafen Thurn, deren Korps in der ersten Linie der Schlacht fochten, verdienen die höchste Anerkennung. FZM. Baron d'Aspre besonders hat seinen frühern Lorbeeren nun auch diese neuen hinzugefügt. Gleich nach ihm kommt das Verdienst Sr. Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Albrecht, dieses erlauchten Herrn, der, um seine Leistungen vor dem Feinde erst zu prüfen, sich freiwillig bei Sr. Majestät das Kommando einer Division erbeten hatte, obwohl Höchstderselbe schon früher Kommandierender gewesen. Derselbe bewies an diesem heißen Tage eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit und wich nicht einen Schritt aus seiner sehr gefährlichen Stellung zurück. Nur Gerechtigkeit wäre es, diesen Prinzen des Hauses mit dem Theresienorden zu schmücken.

Ebenso haben der Herr FML. Graf Schaffgotsche des 2. Korps, der FML. Culoz des 4., Lichnowsky des 3., ferners die GM. Graf Degenfeld, welcher ein Pferd unter dem Leibe verlor, Fürst Friedrich Liechtenstein, Graf Stadion, welcher verwundet wurde, Graf Kolowrat, Maurer, Alemann, der ebenfalls verwundet worden, dann der Oberst Qua-Brigadier Baron Bianchi von Kinsky, Oberst Graf Degenfeld von Erzherzog Leopold, der tapfere Oberst Benedek von Gyulai, Graf Kielmanns-

egge von Baumgarten, schwer verwundet, Weiler von Erzherzog-Franz-Karl-Infanterie und Weiß vom 9. Jägerbataillon — ohne der übrigen ausgezeichneten Stabs- und Oberoffiziere zu gedenken, welche ich in den nächsten Tagen nachtragen werde — sich besonders hervorgetan.

An Trophäen haben wir 12 Kanonen, 1 Fahne, 2000 bis 3000 Gefangene; der Verlust des Feindes beträgt, soviel mir bekannt, 2 Generale tot, 16 tote und verwundete Stabsoffiziere, 3000 bis 4000 Mann.

Unser Verlust an diesem entscheidenden Tage war leider sehr bedeutend, die Regimenter und Bataillons der ersten Schlachtlinie haben jedes 10 bis 20 Stabs- und Oberoffiziere teils tot, teils blessiert verloren, und der Verlust an Mannschaft beläuft sich an Toten und Blessierten zwischen 2000 bis 3000 Mann. Allein niemand war zu halten, man wollte nicht nur allein nicht der letzte, man wollte überall der erste sein.

Die Schlacht dauerte von früh 10 Uhr bis tief in die Nacht. Als ich nun nach vollendeter Schlacht mich in mein Quartier zurückverfügte und den General-Quartiermeister der Armee, FML. von Heß, noch zu den Dispositionen der Verfolgung des Feindes auf dem Schlachtfelde zurückließ, wurde demselben plötzlich der piemontesische General Cossato als Parlamentär angesagt, welcher mit ihm zu sprechen wünschte, und mir durch selben von Seite des Königs von Sardinien der Wunsch ausgedrückt, einen Waffenstillstand zu schließen, mit dem Ersuchen, so lange die Feindseligkeiten einzustellen, bis er die Kammern von Turin davon in Kenntnis gesetzt habe.

Dieser Antrag wurde bei meiner Abwesenheit durch FML. von Heß augenblicklich verworfen und ihm mit dem Bedeuten, daß die Feindseligkeiten Tag und Nacht fortgesetzt würden, wie früher, in der Hauptsache Waffenstillstandsbedingungen als

die einzig annehmbaren angeboten, welche bis zum Abschlusse des Friedens die militärische Besetzung der Landstrecke zwischen dem Tessin und der Sesia, sowie jene der Stadt Alessandria vollständig und der Festung gleichen Namens mit geteilter Besatzung, endlich den Abzug der sardinischen Flotte aus dem Adriatischen Meere und die schnellsten Friedensunterhandlungen durch eigens zu bestimmende Gesandte ad hoc zwischen Österreich und Sardinien festsetzen.

Am heutigen Morgen erfuhr ich durch den genannten piemontesischen General, daß Karl Albert abdiziert und nach der Schlacht die Krone an seinen ältesten Sohn, den Herzog von Savoyen, übertragen habe.

Ich werde am morgigen Tage die detaillierten Punkte dieser Konvention, deren noch einige bestimmter festgesetzt werden, einem Hohen Kriegsministerium ehrfurchtsvoll einsenden, da die Erschöpfung und Ermüdung der Einzelnen aus meiner Umgebung keinen ausführlichen Bericht hierüber gestatteten.

Georg Trakl: Letztes Gedicht

Dich sing ich wilde Zerklüftung,
Im Nachtsturm
Aufgetürmtes Gebirge;
Ihr grauen Türme,
Überfließend von höllischen Fratzen,
Feurigem Getier,
Rauhen Farnen, Fichten,
Kristallnen Blumen.
Unendliche Qual,
Daß du Gott erjagtest,

Sanfter Geist,
Aufseufzend im Wassersturz,
In wogenden Föhren.

Golden lodern die Feuer
Der Völker rings.
Über schwärzliche Klippen
Stürzt todestrunken
Die erglühende Windsbraut
Die blaue Woge
Des Gletschers,
Und es dröhnt
Gewaltig die Glocke im Tal:
Flammen, Flüche
Und die dunklen
Spiele der Wollust,
Stürmt den Himmel
Ein versteinertes Haupt.

Der Dichter Georg Trakl erlag seiner Verwundung im Garnisonsspital Krakau am 3. November 1914

Felix Braun: Grabschrift für einen Tiroler Kaiserjäger

Auge, du so klar,
Arm, so steinern stark,
Finger, lauernd um der Büchse Hahn —:
Leib, der Leben war,
ohne Kreuz und Sarg
ruhst du unter russischem Rasenplan.

Kein Gebirghaupt blickt
hoch durch Wolkenkluft
schneeig her, selbst nicht aus Waldesgrün.
Keine Lerche schickt
durch die Regenluft
ihrer Kehle goldnen Aufquell hin.

Niedrung, falb und fahl,
Steppe, langgewellt,
weißlich dämmern Dörfer, regellos.
Trüber Sonne Strahl
welkes Laub umhellt; –
lieber rauschts in böser Winde Stoß.
Volk mit platter Stirn,
straffem Dunkelhaar,
sumpfig seichtem Aug' haust dumpf zu Hauf. –
Ach, mit Fels und Firn
steigt dir morgenklar
deine lichte deutsche Heimwelt auf.

Doch vor Abend auch
kommt ein Landessohn,
armer Schäfer, hin zu deinem Grab.
Und mit lindem Hauch
bläst er Ton um Ton
seines Flötenspiels zu dir hinab.
Und es klingt beinah
wie ein Heimatlied,
wie: „Zu Mantua in Banden" schallt.
Selig liegst du da.
Rings um Rohr und Ried
Flüster-Echo schmerzlich widerhallt.

Redlichkeit ist nicht eine unumgängliche, aber sie ist die beste Eigenschaft eines wahren Staatsmannes.

Über die Anciennität

Mögen die Herren Zivilisten sie in Ratsstuben so streng, als sie wollen, beachten; am Ende wird man auch dort einsehen, daß sie zu nichts als zur Vermehrung der Verwirrung führt. Die Anciennität im Dienst ist die Mutter der Eifersucht, des Eigensinns und der Kabale. Wie das schleichende Gift den Körper nach und nach zugrunde richtet, so macht sie es mit den Armeen und ganzen Staaten. Man muß alles anwenden, sich nicht durch sie die Hand binden zu lassen.

Zu Schulenburg

Ich hoffe mir nie etwas. Die Hoffnung dient zu nichts, als die Tätigkeit zu lähmen sowohl im Krieg als in der Politik.

Aus dem Memoire von 1733

Der Herr vergebe den Deutschen, denn sie wissen seit dem Westfälischen Frieden nicht einmal, was sie tun, und noch weniger, was sie wollen, am wenigsten, was sie sind. — Deutschland kennt kein anderes Interesse als das durch den Westfälischen Frieden sanktionierte Gesetz der Uneinigkeit und Trennung.

Als ihm durch den General Grafen Seckendorf ein schöner westfälischer Schinken verehrt wurde

Ich danke Ihnen, aber ich kann keine westfälischen Schinken auf meiner Tafel sehen, sie erregen in mir die unangenehme Erinnerung an jenen Frieden, durch den der Verfall des deutschen Reiches vorbereitet wurde.

Auf der Fürstenversammlung zu Mainz

Ich wollte mir zutrauen, Österreich und Deutschland wie gegen die Türken so auch gegen die Franzosen auf die Dauer

in Verfassung zu setzen. Ich stehe mit meinem Kopf dafür ein, daß ich mit einem Heerbann von 200 000 bloß mit ihren Ackergeräten bewaffneten deutschen Männern und einer Armee von 80 000 Mann dem Reiche in vier Wochen einen solchen Frieden verschaffen wollte, dessen es sich mehr als ein Menschenalter hindurch erfreuen sollte können.

Als er von Beschwerden des päpstlichen Hofes über seine Kriegführung erfuhr

Ich werde die Unbilden, die mir wegen des Besten des Staates geschehen, mit christlicher Gelassenheit ertragen, aber das, was mir als Befehlhaber der Armee obliegt, desto strenger erfüllen, denn da ich einmal auf der Liste der Kirchenräuber stehe, so gedenke ich doch auf dem Todbette einer Absolution würdig zu sein, wenn ich beweise, daß ich mit dem geraubten Kirchengute nur meine Soldaten vor Hungersterben zu derselben Zeit gerettet habe, als auf Befehl des Heiligen Vaters die mit dem Erbfeind der Christenheit verbundenen Franzosen mit allem versehen wurden, dem römischen Kaiser dagegen, dem Beschützer des heiligen römischen Reiches und der Christenheit, aller Abbruch geschah. Wenn ich als Räuber schlecht handle, darf man sich nicht wundern, denn mein Handwerk bringt es mit sich; wenn ich aber nicht konsequent urteile, so kann man es mir am Hofe noch weniger verdenken, denn die Räuberphilosophie prüft so wenig wie die Hofphilosophie die Rechtlichkeit ihrer Grundsätze.

An Sinzendorf

Wie glücklich mögen doch jene Menschen sein, die entfernt von dem Schauplatz der Drangsale des Staates so gemütlich in Ruhe hinleben dürfen! Seit fünfzehn Jahren wünschte ich mich nur eines einzigen wahrhaft ruhigen oder vergnügten Tages erinnern zu können. Es ist wohl wahr, was mir ein

alter Invalide nach dem Entsatz von Turin, da mir der Schweiß von allen Seiten herabrollte, in Gegenwart meines Generalstabes zurief: Was sind Sie für ein Sklave Ihres Glücks!

An denselben von der Reise über Graz nach Triest

Meine Reise mit dem Kaiser wird die Depeschen um keinen Tag zurückhalten; ich reise nicht sowohl mit dem Kaiser als mit meinen Geschäften, damit durch des Kaisers Abwesenheit nicht so vieles unerledigt zurückbleibe. Mein Entschluß ist, dem Souverän aller Orten den reinen Zustand der Notleidenden und nicht die angenehme Außenseite der Glücklichen zu zeigen. Ich habe eine ganze Liste voll solcher Gegenstände bei mir, ich werde sie Musterung passieren lassen, und dann werde ich rechtsum machen, um die Arbeiten des ungarischen Landtages zu betreiben.

An den Palatin Grafen Nikolaus Palffy

Man muß auch in den Geschäften der Ordnung der Natur folgen und nicht zu regieren suchen, bevor man angefangen hat zu leben. Ich wünschte, daß die Ungarn auch insgesamt so lange leben möchten, bis ihr Gesetzbuch fertig wird, denn der Geist der Nation ist noch nicht das Gesetzliche der Ordnung gewöhnt, viel weniger zur Legislation geeignet. Immer müssen diejenigen, welche das Gesetzbuch entwerfen, eine Gleichheit der Menschenrechte zugrunde legen.

Ein Jahr vor seinem Tode an den Grafen Waldstein

Mein Alter entschuldigt mich, bei Hofe zu erscheinen; dies geschieht höchstens alle paar Monate einmal, die Konferenzen werden ebenfalls aus Rücksicht gegen mein Alter bei mir gehalten. Die Jesuiten belästigen mich mit ihren Besuchen nicht mehr, seitdem mein Testament gemacht und sie mit dem ihren schon beschäftigt sind. Die Gelehrten weichen mir aus, weil sie wissen, daß die Erfahrung sie mir gänzlich entbehrlich gemacht

hat. Man macht mir zwar hie und da noch den Vorwurf, daß die weiſeſten Ratſchläge bei mir keinen Eingang finden; allein die Erfahrung hat mich auch gelehrt, daß die Ratſchläge nur dann weiſe ſind, wenn ſie mit Zuverläſſigkeit ausgeführt werden können.

Einige Tage vor ſeinem Tode

Geſundheit und der gute Humor gelten als die größte Glückſeligkeit des Menſchen. Mit meinem Humor ſind meine Freunde ziemlich zufrieden, und an die Stelle der Geſundheit ſtellte ich von jeher die Seelenruhe. Dieſe iſt zwar an den Höfen nicht gekannt, aber ich halte ſie immer für die größte Geſundheit in dem gefährlichſten Zuſtand des Menſchen.

Karl von Eiſenſtein: Nächtlicher Überfall

„Herr Korporal, in dem Wäldchen dort
Schleicht was und regt ſichs in einem fort."
„Holla! Achtung! Mir kommt es vor,
Als hört ich Geſchütze." An den Boden das Ohr.
„Und dort oben das Licht! Das iſt ein Signal!
Ich wette, man plant einen Überfall!"
„In dem Wäldchen da vorn muß entſchieden was ſtecken!
Sie, Müller, gehn Sie den Hauptmann wecken
Und melden Sie ihm . . ." — — Ein kurzer Knall —
„Was gibts? Dort ſtand wer, auf jeden Fall!
Da, wieder — dort! — Teufel, da kommen ſie her!"
„Schießen! der Feind an der Waldliſiere!"
Befehle — Verwirrung. Ein wildes Erwachen.
Ein ohrenbetäubendes Praſſeln und Krachen.
„Raſch, raſch, Baionett auf!" „Da kommen ſie — da!"

„Schnellfeuer! – Feuer einstellen! – Vorwärts – Hurraaaa!"
Gekeuche, Gestampf, ein Blitzen, ein Funkeln,
Ein Würgen, ein Stöhnen, ein Morden im Dunkeln – – –
Der Hauptmann sinkt mit zerbissener Kehle.
„Die Kompagnie gehorcht meinem Befehle!!" – –
Wer hört auf Befehle. Wer scherte sich drum.
Ich oder der andere, einer wird stumm:
Das ist der Befehl, und das ist jene Kraft,
Die aus den Menschen die Helden schafft ...
Keinen Schrittbreit zurück! In rasendem Ringen,
Im Hagelwetter von Kolben und Klingen
Ballt sich ein unentwirrbarer Haufen.
Da – plötzlich ein Stocken – ein Schwanken – ein Laufen ...
– –
Vorbei ist der Graus. Nur dies gräßliche Stöhnen
Zerschneidet die Seele. – Die Hörner ertönen.
Sie rufen zum Sammeln: die Hälfte gefallen.
Und doch: wir hatten die schärferen Krallen!
Sie mußten zurück. Wie sie liefen, die Hasen!
Keine Spur mehr von ihnen. Wie weggeblasen ...
„Herr Korporal, meld' mich gehorsamst ins Glied.
Wir drei blieben übrig, Sie, ich und der Schmied."
„Schon gut. Tretet ein. Kommen auch noch dran ..."
„Habt acht! Erster Zug, Pyramiden setzt an!"
Wir hielten Bereitschaft in jener Nacht,
Da hat wohl keiner ans Schlafen gedacht.
Und die da schliefen, die schliefen tief,
Kein Horn mehr je sie ins Leben rief.
– –
– – – – – – – – – – – „Zum Gebet!"

Berthold Viertel: Kote 708

Soldaten! Österreicher! Kroaten und Madjaren!
Ihr Plänkler, Schwärme, eidverbürgte Scharen!
Ich sage euch die Situation!

Vor euch der wilde Serbe, eingegraben in Beton,
Die Drina hinter euch, Hochwasserfluten,
Vergurgelnd in ein Grab die Feigen und die Hochgemuten,
Gott über euch, der Vater, der König, der Empfang hält,
Er nimmt die Münze ewigen Lichts als Handgeld!
Ihr Leute, Kameraden, das ist die Situation!

Und sie bekreuzen sich und sprechen mit geradem Ton:
„Vorwärts! Napred! Előre!"

Gneisenau: Schreiben an den Feldmarschall Fürsten Carl zu Schwarzenberg

Durchlauchtigster Fürst! Gnädigster Fürst und Herr!
Bei Ew. Durchlaucht beschleunigter Abreise von Paris mußte ich des Glückes entbehren, mich von Ew. Durchlaucht beurlauben und Höchstdenenselben noch meine Verehrung bezeugen zu können, sowie Höchstihnen für die huldvolle Behandlung zu danken, womit Ew. Durchlaucht mich stets haben beglücken wollen. Das dankbare Andenken daran wird nie in mir erlöschen. Was Ew. Durchlaucht in dem heftigsten aller Kriege, deren die Geschichte gedenkt, geleistet haben, mit welchen unnennbaren, unzähligen Schwierigkeiten Sie zu kämpfen hatten, wie sehr Ew. Durchlaucht durch Ihr liebreiches, sanftes Betragen den Neid, die Mißgunst, die Scheelsucht, den unruhi-

gen Ehrgeiz, die stolze Unwissenheit, die verwegene Anmaßlichkeit besänftigt, gebändigt und entwaffnet, und wie Sie die widerstrebenden Elemente zum gemeinschaftlichen Ziel geleitet haben, davon wird die späte Nachwelt noch dereinst mit Ruhm reden, und ich werde unter den Zeitgenossen keiner der Letzten sein, diese Ew. Durchlaucht gebührende Huldigung darzubringen. Möge das erhabene, nun durch Ew. Durchlaucht wieder in sein Erbe eingesetzte Erzhaus und die nun wieder befestigte Monarchie die Schwierigkeit der Rolle, die Ew. Durchlaucht übernommen und mit so viel Weisheit durchgeführt haben, ebenso dankbar anerkennen, als es diejenigen tun, die mit dem Zusammenhange der Dinge und mit dem Charakter der einwirkenden Personen vertraut, diese Schwierigkeit anerkannt und erwogen haben, und möge Ew. Durchlaucht ruhige Besonnenheit und starker Arm die österreichische Monarchie, deren Glanz dem Gleichgewichte und der Ruhe Europas unentbehrlich ist, bei der neuen Glorie derselben noch in späten Jahren schützen und erhalten. Geruhen Ew. Durchlaucht die Versicherung der reinen Verehrung huldreich aufzunehmen, womit ich bin Höchstihr untertäniger Diener

der Generalleutnant Graf Gneisenau.

Eilsen bei Bückeburg, den 26. Juni 1814.

Das Mädchen

(Slowakisch)

Gestern hat mich was gewundert, waren meine Händ'
Aufgeflattert, losgebunden, haben sich ans Herz gefunden,
Sind erschrocken, han gefühlet,
Wie sich Well und Welle wühlet.

War ſich vorher dämmernd, kleines, tau-beſterntes Flürchen ich:
Drauf noch ſcheckig Mondenrößlein tummelt ſich und weidet ſich —
Nun verwandelt, umgezaubert, lieber Himmel, Jeſus mein,
In mir Gärtlein, in mir Felder, ſpringen Blüten, treibt der Wein!

Möchte gerne Schweſtern fragen, doch ich tu mich zuviel bangen,
Kann nicht fragen, kann nicht ſagen, bin in Wieſe aufgegangen.
Guter Gott, was bin ich heute?
Seid ihr Männer Räubersleute?

(Im Felde aufgezeichnet und überſetzt vom Kadetten Wilhelm Haas)

Altes Soldatenliedchen

Ein Befehl kam an die Bauern: Nehmt den Spaten,
Kommt begraben, kommt begraben die Soldaten!

Einen Klafter tief und zwanzig Klafter Länge,
Dritthalb Ellen breit, dann liegen ſie nicht enge.

Fleißig haben wir die Grube ausgehoben,
Die Gemeinen unten, Korporale oben,

Seitwärts viere, in der Mitte viere,
Überquer die Herren Offiziere.

Sauber haben wir ſ' mit Kalk begoſſen,
Iſt noch manchem aus der Bruſt das Blut gefloſſen.

Drauf den Oberſten in einer Truhe —
Jetzt haben die Soldaten ihre Ruhe.

(Im Felde aufgezeichnet von Roda Roda)

Paul Thun: Grabschrift für Hauptmann Sp.

Hier liegt ein alter Feldsoldat,
Den jäh der Tod ergriffen hat.
Gott hat ihn hoch geehrt
Und hat ein Sterben ihm gewährt,
So leicht und kühn, so frei von Bangen,
Wie innig er am Leben auch gehangen ...
Auf Wiedersehn! Will Gott uns ehren,
Wird er uns gleichen Tod bescheren.

Bismarck an die österreichische Jugend

Hermann Bahr, der als Vertreter der deutschnationalen Studentenschaft zu Bismarck entsandt worden war, berichtet:

Ich wurde richtig nach einigen Tagen ins Palais beschieden, und der Fürst dankte mir, wenn auch nicht in Person, so doch durch seinen Rat Rottenburg, der mich aber recht enttäuschte. Bismarck freue sich, hörte ich von ihm, uns so gut deutsch gesinnt zu wissen, was wir aber nicht besser beweisen könnten, als wenn wir unsere ganze Kraft einsetzten, Österreich stark zu machen. Deutschland rechne auf uns, es brauche uns, aber in Österreich. Ein mächtiges Österreich sei Deutschland unentbehrlich. Ich war mit blanken Worten wohl bewaffnet gekommen, nun saß ich still und stumm. Der Rat mochte Mitleid mit mir haben, als ich endlich kleinlaut erwiderte, daß uns damit doch ein großes Opfer zugemutet würde. Er sah mich lächelnd an und fragte: „Ob Sie nicht aber alle noch ein viel größeres Opfer bringen müßten, um in das Deutsche Reich aufgenommen zu werden?" Ich verstand gar nicht gleich, was er meinen konnte. Er versicherte mir, wir seien in Deutschland

wohl gelitten, und fuhr fort, uns an Begabung und Gesinnung laut zu rühmen. Wir seien Deutsche von einer ganz prächtigen Eigenart, die wir aber doch, um uns in das Deutsche Reich, wie es nun einmal geworden, ohne Störung einzufügen, erheblich abändern müßten. Ob ich mir das eigentlich schon einmal überlegt hätte? Ob wir das überhaupt könnten? Und ob, wenn wir es könnten, nicht doch schade darum wäre? Welchen Vorteil das deutsche Wesen denn hätte, wenn unsere Spielart daraus verschwände? Wie denn der Verlust unserer österreichischen Eigenheit, die sich an uns im Leben mit anderen Völkern entwickelt hätte und nur durch das Leben mit diesen erhalten werden könnte, dem Deutschtum ersetzt werden sollte? Und indem er mir empfahl, dies einmal mit meinen Freunden zu bedenken und zu beherzigen, entließ er den betretenen Jüngling. Es ging mir lange nach, und allerlei, was ich mir bisher niemals hatte eingestehen wollen, trat jetzt auf einmal ungestüm hervor. Und ich weiß noch, wie mir in meiner schmerzlichen und doch so seligen Verworrenheit damals plötzlich die Stadt einfiel, in der ich aufgewachsen bin, das urdeutsche Salzburg, eine ganz italienische Stadt, in der Gotisches mit Barockem sich so verwachsen, so durchdrungen, so rein eingeschmolzen hat, daß sie durchaus beides auf einmal ist und von keinem mehr lassen könnte, ohne sie selbst und beides (nicht bloß das, wovon sie lassen wollte, sondern damit auch das andere) zu zerreißen, recht ein Symbol Österreichs. In jener Stunde ist in mir aus meinem deutschesten Gefühl durch reinste Selbstbesinnung der Österreicher geboren worden, zum siebzigsten Geburtstag Bismarcks.

Ich weiß nicht, ob sich je ein tschechischer Student einem russischen Bismarck angeboten hat, aber der müßte ihm dasselbe sagen. Auch die Slawen Österreichs sind, wie seine Deutschen, österreichisch getauft, auch aus ihrer Seele kann das österreichi-

sche Mal nicht mehr abgelöscht, aus ihrem Blut die geschichtliche Gemeinschaft mit uns nicht mehr vertilgt werden. Und wie das Deutschtum verarmte, ohne die Farbe der österreichischen Deutschen, so kann auch das Slawentum in seinem Antlitz den österreichischen Zug nicht entbehren. Sie sind es ihrer Nation schuldig, wie wir der unseren, Österreicher zu sein. Auf diesem tiefen Grunde ruht das anerkannte Geheimnis Österreichs: alle seine Nationen brauchen es, damit das Wesen einer jeden erst ganz in Erfüllung gehe.

Albrecht Schaeffer: Rosa Zenoch

„Wahrlich, ich sage euch: es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. — Wer nun sich selbst erniedriget wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich."

Sie schossen langsam, die Patronen sparend, steif
Vom langen Stehn im Schützengraben, etwas wirr
Von der Granaten riesigem Pfeifen und Um-sich-haun.
Der Himmel heulte; die Erde knatterte; es jagten
Rasende Wagen von Donner lenkerlos durch die Ebne.
In ihren hechtgrauen Röcken, die Kappen nach hinten geschoben,
Standen sie, zielten weise und gewissenhaft.
Selten schrie einer auf und fiel zur Seite.
Blindgänger wühlten zornig sich ins Erdreich,
Sand hochaufwölkend; beim Herunterregnen
Fluchten sie ihre böhmischen Heimatflüche.
Kühl schattig drüben stand der dunkle Waldsaum,
Drin die Maschinen ratterten und pfiffen,

Im Mittagslicht unterm leuchtenden Himmel, besät
Mit den Wölkchen, den weißen, der stürmischen, wüsten
Granaten.

Am Grabenende sah sich einer um,
Herwünschend die Patronenfuhre, jedoch
Gewahrt' er nur jenseit der Äcker im blauen Leeren
Das unversehrte kleine Haus und Gartenstück davor.
Dort löste sich etwas; denn Rosa Zenoch kam nun.

Winzig vom weiten, ein zwölfjährig Mädchen, im Winde
Flatternd mit kurzem Rock und der roten, verwaschenen Schürze,
Kam sie, ein wenig schief von einer Last
Am linken Arm, umhagelt von Kugeln, und war
Auf einmal im Graben, herabgeklettert. Tief atmend
Strich sie die schwarze Strähne aus der Stirn, versuchte
Zu lächeln und bot dem ersten ihren braunen Krug.

Wasser! — Sie warteten auf Munition,
Da merkten sie nun ihren Durst. — Sie blickte,
Indes der erste trank, besorgt zu ihm empor
(Er trank so lange!), doch brach er plötzlich ab,
Stieß den Nebenmann an, und der schimpfte — er war grad
am Schusse —
Dann aber lacht' er den Krug an und nahm ihn und trank.
Der andre legte seine schwere Hand auf ihren Kopf,
Fragend: Wie heißt du denn? — Ich heiße Rosa Zenoch,
Sagte sie ernsthaft, ihrem Krug nachblickend,
Der weiter ging; sie aber folgte und nahm ihn,
Den bald geleerten, und sie kletterte
Wieder nach oben und lief eilig übers Feld,

(Nicht wegen des Schießens, wegen des Wassers lief sie),
Und alle sahn ihr nach, wie sie im Zaune
Verschwand und lange Zeit nicht wiederkam.
Sie merkten das Dröhnen der Erde, die wankte, den schreien-
den Himmel,
Der dennoch lautlos strahlte, leer und blau.

Als Rosa wiederkehrte, schleppte sie
Zwei große Eimer, stellte sie am Zaun hin,
Füllt' ihren Krug und kam damit und tränkte
Die lange Reihe; und sie war geschäftig,
Half einem aus den schweren Stiefeln, wickelte
Dem andern die Gamasche neu, versuchte
Einen Schwerwunden aufzurichten, da aber
Schrieen sie schon von fern, den leeren Krug
Hochhaltend und winkend. Und sie ging und kam,
Ein wenig bleicher mit der Zeit und atmender;
Es waren Hunderte und nur der eine Krug.
Sie rannte und rannte.
Doch es kam die Nacht;
Kam das Schlafen im Graben, im Arm die Muskete,
Kam der blutrote, qualmende Umkreis im Finstern
Der brennenden Dörfer; kam von Stunde zu Stunde
Erneuertes Schießen; der Scheinwerfer feurige Arme,
Zum Himmel stoßend, wo ein Riesenvogel hing;
Und immer die glühenden Bahnen am schwarzen Gewölbe;
Kamen die Sterne auch und glänzten freundlich.

Rosa Zenoch verteilte schon Munition in den Reihen,
Grau, klein und eifrig im Morgengraun, haltend die Schürze,
Die schwer gefüllte, mit den Zähnen. Sie brachte

Ein Bündel Rüben auch, die sie gesammelt,
Und als die Sonne wieder brannte, kam
Sie mit dem braunen Kruge.
Einer, der
Sich mit zerfetztem Arm nach rückwärts schleppte,
Fand sie am Mittag unter einem Eichbaum,
Schlafend im Schatten zwischen Tornistern und Flinten,
Auf eines toten Tambours Schulter den Kopf, beperlt
Die bleiche Stirne, auf den Wangen Tränenspuren,
Den leeren Krug festhaltend mit der Hand.
Ihr Mund war ernsthaft, und die Sonne glühte.

Den ganzen Nachmittag lief sie mit Wasser,
Unaufhörlich wie das Gebrüll der Geschütze,
Das Fallen der Toten, das Stöhnen, das riesige Dröhnen
Der schütternden Erde. Für Batterien, hingerafft
Mit Mann und Rossen, kamen Batterien, wie Stürme
Anrasend über die Äcker. Da standen die Pferde
Mit schlagenden Flanken und keuchten und hingen die Häupter
Und sperrten die Mäuler, und Rosa Zenoch stockte
Vorübereilend bei dem Durst der Gehetzten
Und lief mit dem Kruge davon und mit schlechtem Gewissen.

Rosa Zenoch hatte sehr weite Wege.
Auch gabs so viel Verwundete, die sie aufhielten,
Entsetzlich blutend, und wollten, daß man sie stütze,
Daß man sie tränke, beim Verbinden helfe.
Sie fluchten gottlos; andre stöhnten leise
Und jammerten in einer fremden Sprache,
Und oft war leer der Krug — und die ihn leerten,
Starben alsbald — und die Lebenden darbten, welch Elend!

Am dritten Tage mußte sie warten beim Eichbaum,
Denn da braust' es von Hufen, dieweil die roten Teufel,
Die Honvedhusaren, eine wütende
Attacke ritten, und grausam schoß auf einmal
Heran die braun und rote Wand von Rossesbeinen
Und blitzenden Häuptern und Säbeln und rasselnd vorüber
Die rote Riesenwoge, draus Signale
Schmetterten fabelhaft. Sie attackierten
Den Tannenforst, sie waren viel weniger drüben,
Die aber wiederkamen, trieben ganze Herden
Von weißen und grünen Russen vor sich her.
Der wüste Hagel der Maschinen war verstummt,
Aber der Weg zum Brunnen war nun schwer,
Weil alles bedeckt war mit kriechenden Husaren, fallenden
Und solchen, die ganz stille lagen, stiller
Als Schläfer, und doch anzusehn, als ob sie
Gleich aufstehn würden, zum Säbel zu greifen, und schaurig
Waren die warmen Lachen Bluts am nackten Fuß.

So ward es Abend. Rosa schlief die Nacht
Bei einem müden braunen Pferd, umringt
Von vielen Leichen, doch sie schlummerte tief
Bis an den Morgen und ihr altes Tagwerk.

Am fünften Tage schien es genug, denn es sprang
Ein wütendes Schrapnell hart vor ihr auf
Und schleuderte sie an den Boden. — Heftiger
Als all die Tage wetterte die Schlacht, — so gewahrte
Niemand das Mädchen, das sich nun allein
Nach rückwärts schleppte, da ihr Tagwerk aus war.
Bei einer Ginsterwildnis fiel sie hin, die Sinne

Vergingen ihr. Als sie erwachte, war es
Ihr seltsam leicht von dem verlornen Blut.
Abends fand sie ein Offizier, der sie erkannte.
Das linke Bein unterm Knie war zerrissen; sie schlief.
Sie seufzte, als er sie aufhob; sie legte die Arme
Um seinen Hals und murmelte etwas.
Ein kleines Mädchen war Rosa geworden und weinte,
Als sie erwachte und die Schmerzen spürte.
Aber sie hatte königliche Ahnen,
Die in der Bibel aufgezeichnet stehn,
Bis hinunter zu Ruth und Deborah, zu Esther und Jael.
Drum litt sie standhaft. Dies ist ihre Geschichte.

Nachts traten sechs Versprengte aus dem Walde
Ins Mondlicht, nahe den Ufern der Marne. Ein Haufen
Von schwarzen Trümmern lag das Dorf; unferne
Wankten, nachzürnend, am Strom die zerschossenen Pappeln.
In schwarzen Mänteln und zerrißnen Schuhn,
Sie litten Hunger. Ihre Kolben krachten
Durch manche verschlossene Tür, doch drinnen waren
Die Stuben leer, und nur in einer Küche
Sprang von dem Herde ein Kater mit glühenden Augen,
Schrie auf und schlich an ihnen vorüber ins Freie.
Durst quälte unerbittlich, und so kamen sie
Zum Fährhaus, wo der Strom in Frieden rauschte,
Glänzend durchs Schilf; doch war das Ufer sumpfig,
Sie kamen nicht ans Wasser. Wieder schollen
Die Schläge ihrer Kolben an der Tür.
Da ging sie auf von innen, und vor den erhobnen
Gewehren stand ein kleines, graues Kind,

Seltſam umſchimmert Haar und Schultern, lächelnd,
Und ging voran. Sie folgten ſchweigend in
Die Stube. Auf dem Tiſche ſtand ein Licht,
Stand Brot, und Becher ſtanden da für ſechs,
Ein Krug mit Waſſer auch, ein Krug mit Wein.
Sie lehnten die Gewehre an die Wand,
Setzten ſich, aßen und tranken. Das Kind war verſchwunden.

An einen Fichtenſtamm gelehnt im Walde tief
Hockte ein junger Offizier, die beiden Hände
Vorm Leib gefaltet, ihn zuſammenhaltend,
In dem ein Feuer wühlte grauenhaft.
Die Augen quollen ihm. Die dritte Nacht
Saß er ſchon da und konnte nicht ſterben. Am Boden
Lag offen die Brieftafel, aber er konnte nichts kritzeln.
Nichts, was er immer ſah: die Lichter vom Fährhaus
Jenſeit der blauenden Alſter, wo ſtille indianiſche Kähne,
Grüne und braune, zogen, auch ſchimmernde Segel,
Vor allem aber im Garten am Ufer das Antlitz,
Wie Perlen weiß und klar, und die ſchmelzenden Augen,
Und um die Schultern ſchmal das violette Tuch.
Fern drüben die Türme der Stadt in dem Rauche des Abends.

Rauſchte ein Tier im Dickicht? Schritte rauſchten.
Welch ſanfter Lichtſchein, drin das Mädchen ſtand
Mit der rötlichen Schürze, in Händen ein zierlich geſchliffnes
Kelchglas mit Waſſer himmliſch klar. Das ſetzte
Sie an die Lippen ihm, er nahm zwei Schlucke
Und war erquickt. Wo kam das Glas hin? Das Mädchen
Hockte am Boden, im Schoße die offene Tafel,
Den Bleiſtift feuchtend am Munde, ernſthaft wartend.

Dann ſchrieb ſie eifrig, was er leis diktierte,
Half ihm zuletzt den Namen drunter ſetzen
Und ſtand und ſah ihn an durchdringend. Während
Durch ihr Geſicht und dunkles Augenpaar
Langſam die Tannengezweige erſchienen, ein Rauſchen
Laut ſeufzend durch den Wald zog, fielen ihm
Die Augen zu.

Er ſchwamm ergrimmt ſeit Stunden,
Emporgehoben und hinabgelaſſen
Vom unſichtbaren Wogen in der Nacht,
Vor Augen nah die großen, goldnen Sterne.
Die Kälte fraß an ihm; an ſeinen Beinen
Zogen unendliche Gewichte, doch er ſchwamm,
Unwillig, ſich zu ergeben. Aber plötzlich
Ward flach das Meer vor ihm, ein glatter Boden
Von Schwärze weit hinaus, und fern am Rande
Das Licht des Sylter Leuchtturms, das er erkannte,
Dazu im Süden weiter das Blinklicht von Hörnum,
Blitzend und ſchwindend. Und er raffte ſich
Noch einmal auf und ſchwamm in kräftigen Stößen, erleichtert,
Als übers glatte Waſſer her von links
Leichtfüßig eilte, klein und grau, ein Kind,
Beſchwingt und flatternd, eingehüllt in einen
Mildtätigen Lichtſchein zarten Silbers. Bei ihm
Hielt ſie ſchon an und hob die Hand und zeigte
Die Lichter ihm; die Lichter nicht, die Dünen,
Weiß unterm Sternlicht, wo die Brandung rauſchte,
Und auf den Dünenbergen eine dunkle
Frauengeſtalt, ganz ſtille. — Mutter ... ſagt' er
Erſtaunt. Dann ſtieg ein großes Schluchzen ihm

Im Herzen auf; er hing mit seiner Kraft
Am Augenpaar des Kindes, das beruhigend
Nickte und sprach: Es ist genug. — Da neigt' er
Das Haupt, ergab sich gerne und versank.

Als sie nun all, die schrecklichen Geschwader
Der Toten über die gewaltige,
Basaltne Treppe des Sterbens nach oben gekommen,
Gebrochen, kraftlos, und vorm ungeheuer
Blendenden Goldglanz dieses Tores wogten,
Des unerwarteten, da sie doch müde hofften auf Schlaf — —
Da milderte auf einmal sich das Feuer,
Die abgewandten Augen kehrten wieder
Und sahn im schönen Tor, gehüllt in kühles Grau,
Die kleine Mutter Gottes, blaß, großäugig
Und freundlich lächelnd über diese Heere
Besiegter von dem grauenhaften Tod.
Sie löste einen Arm aus ihren Hüllen
Und kam und faßte einen bei der Hand,
Der betend kniete, hob ihn auf und stützte
Und führte ihn, rücklächelnd zu den andern,
Die staunend folgten in ein seliges Land.
O Friede! Friede!

Dies ist Rosas Legende.

(Himmlische Scharen im äußersten Vorhofe Lob singend:)

Hinterm Himmel unsrer blauen
Himmelshöfe lagern immer

Andre Hallen in dem Schimmer
Immer näherer Seligkeit.
Immer reinre Scharen schauen
Nach dem unerhörten Feuer,
Gottes Liebe, ungeheuer
Flammend in Unendlichkeit.

Meilenferne uns zu Füßen
Schauen wir die dunkle Erde
Mit der trüben Menschenherde,
Die zu uns nach oben späht.
Dumpf ihr dunkles Los verhandelnd,
Glücklich, wenn wir wieder grüßen,
Ach, wir selbst, verklärt uns wandelnd,
Bleiben fern der Majestät.

Unsre Flügel, die nicht reichen,
Unsre Lieder, die nicht stimmen,
Unsre Füße, die nicht klimmen
Bis zum Gipfel höchster Lust –
Ach, wir Reinlichen, wie gleichen
Wir den Eifrigen am Grunde,
Wir mit lauterm Aug und Munde
Doch des Besten unbewußt.

Doch ein Glück ward zugegeben
Euch dort unten uns hier oben:
Liebend werden wir erhoben
Von dem Ziel, das in uns flammt.
Ja, wir wanken, doch wir streben,
Und wir wandeln uns und steigen,

Immer näher, endlich eigen
Ihm, der keinen noch verdammt. — — —

Saht ihrs drunten? Aus dem nächtig
Schauerlichen Schlund der Ferne
Löste sichs gleich einem Sterne,
Und es steigt und blinkt und eilt,
Ach, so leise, ach, so schmächtig,
Eine kleine Sternenblüte!
Seht, es hebt die Macht der Güte
Eine Seele, süß geheilt.

O das Kind! wie klein und kindlich,
Und wie dürftig angekleidet!
Großes Auge, wie sichs weidet
An dem unverhofften Glanz!
Sanfte du, unüberwindlich,
Sei gelobt und sei willkommen!
Sag den Weg, den du genommen,
Deinen Namen sag uns ganz!

Doch wie sie nun mit ihrem Kindermunde
Verzagt den Namen Rosa Zenoch sprach,
Da fuhr ein Sturmwind in die Engelrunde,
Sie stürzten hin, und — seht! — der Himmel brach.

Und aller tausend Himmel Wände wankten
Und rissen auf zu Toren wunderbar,
Und aller Höfe Serafscharen dankten
Auf Knien dem Geist, der gegenwärtig war.

Im Feuer thronend, sichtbar nur der Einen,
Die zage nahte, mild in seinem Sinn,
Lenkte der Ewige durch das Volk der Reinen
Die kleinen Füße der Galizierin.

Und Himmel wich um Himmel, — immer stiller
Und milder ward und liebender der Schein.
Sie schwebte lieblich wie ein Lerchentriller
Hinan ans Wunderbare und hinein.

Bücher
aus dem Insel-Verlag

Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend.

*

BOERNE
DENKREDE AUF JEAN PAUL

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. In Pappband M. 6.—; in Pergament M. 10.—.

Andersen, Hans Christian: Märchen. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Eingeleitet von Sophus Bauditz. Zeichnung der Initialen, des Titels und Einbands von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Leder M. 18.—.

Arabische Nächte: Nachdichtungen arabischer Lyrik von Hans Bethge. In Pappband M. 5.—.

Arien und Bänkel aus Alt-Wien. Gesammelt und eingeleitet von Oskar Wiener. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren: in Halbleder M. 12.—; Nr. 1–100 in Leder (Handband unter Verwendung alter Stempel) M. 30.—.

Bahr, Hermann: Essays. Zweite Auflage. In Pappband M. 6.—.

Aus dem Inhalt: Leonardo – Goethe – Whitman – Tolstoi – Brahms – Sven Hedin – Richard Strauß – Thomas Mann – Modernisten – Natur – Hauskunst – Volksbildung – Die Zukunft der deutschen Studenten – Gegen die große Stadt – Theaterfragen – Rollenverweigerung – Das Recht der Schauspieler – Friedrich Haase u. a.

Balzac: Die menschliche Komödie. Deutsche Ausgabe in 16 Bänden mit Einleitung von Hugo von Hofmannsthal und einem Essay über Balzac von Weigand. In Leinen M. 80.—; in Leder M. 112.—.

Unter dem Gesamttitel „Die menschliche Komödie" hat Balzac diesen gewaltigen, aus unzähligen Menschen, Zuständen und Begebenheiten bestehenden Organismus zusammengefaßt. Er fehlte zu lange dem geistigen Dasein unseres Volkes, als daß es einer besonderen Rechtfertigung bedürfte, wenn wir ihn durch diese neue Ausgabe wiederum zugänglich und wirksam gemacht haben.

Die Romane, die in diesen Bänden enthalten sind, können auch einzeln bezogen werden, worüber ein besonderes Verzeichnis unterrichtet.

Balzac: Briefe an die Fremde (Frau von Hanska). Übertragen von Eugenie Faber. Eingeleitet von Wilhelm Weigand. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—. Vorzugs-Ausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Maroquin M. 30.—.

Balzac: Die dreißig tolldreisten Geschichten, genannt Contes Drolatiques. Übertrag. von Benno Rüttenauer. Zweite Auflage (4.–6. Tauf.). In Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—. Vorzugs-Ausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Maroquin M. 30.—.

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 11. bis 20. Tausend. In Pappband M. 2.—; in Leder M. 4.50.

Beethovens Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt u. erläutert von Albert Leitzmann. Mit 8 Bildertaf. 2 Bde. In Pappbänd. M. 6.—; in Halbleder M. 9.—.
Die schönste Ergänzung zu allen Beethoven-Biographien.

Bergmann, Anton: Advokat Ernst Staas. Skizzen und Bilder. Aus dem Blämischen übertragen. Einband von Carl Walser. Geheftet M. 3.—; in Leinen M. 4.—.

Binding, Rudolf G.: Die Geige. Vier Novellen. In Pappband M. 4.50.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 verschiedenen Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Pappband M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Boccaccio: Das Dekameron. 11.–20. Tausend. Zwei Ausgaben: a) Zwei Bände. In Leinen oder in Halbpergament M. 10.—. b) Drei Bände. In Leder M. 14.—.
Beide Ausgaben sind durchaus vollständig.

Clemens Brentanos Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten (von Bettina von Arnim), wie er selbst schriftlich verlangte. Taschenausgabe in zwei Bänden. Zweite Auflage. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Allgemeines Literaturblatt, Wien: Eine unerschöpfliche Flut prachtvoller Bilder und Ideen, blitzender Einfälle und lachender Scherze, kühler Reflexionen und flimmernder Phantastereien; und alles umwoben von den goldenen Lichtern der Rheinlandschaft und durchdrungen von der stillen Glut inniger seelischer Verwandtschaft.

Briefe eines Unbekannten (Alexander von Villers). Aus dessen Nachlaß neu herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Leinen M. 12.—; in Halbleder M. 15.—.

Allgemeines Literaturblatt, Wien: In diesen formvollendeten, an Geist und Esprit reichen Briefen findet sich so viel Schönes, und die Sprache ist von einer solchen klassischen Glätte und Eleganz, daß sie reife Menschen immer mit Genuß lesen werden.

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. 2 Bände. Fünfte, vermehrte Auflage. In Halbleder M. 15.—.

Aus der Gesamtheit der Briefe der Frau Rath erkennt man erst staunend, wieviel Goethe seiner Mutter an ererbter Anlage und Erziehung verdankt. Ihre Briefe haben wahrhaft künstlerischen Reiz, und dazu zeigte sie sich, ohne von ihrer Eigenart das geringste aufzugeben, verwandlungsfähig im höchsten Maße. So bleibt sie jung und lebendig durch alle Zeiten.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften herausgegeben von Max Hecker. Vier Bände. Mit Faksimiles und 4 Bildnissen. Jeder Band in Leinen M. 6.50; in Leder M. 9.—.

Band I und II sind erschienen; die weiteren folgen Ende 1915 und 1916. Dieser Briefwechsel umfaßt den letzten großen Lebensabschnitt Goethes, die Zeit der Reife und Vollendung (von 1799–1832); in Zelter, dem Begründer der Berliner Liedertafel, hat der Dichter für den verstorbenen Freund in Weimar einen würdigen Ersatz gefunden. Goethe spricht zu Zelter von allem, was ihn beschäftigt: von seinen Werken, von der Literatur jener Zeit, von seinem Privatleben, von öffentlichen Vorgängen und von seinen Gefühlen. Und Zelter, ein ganz vorzüglicher Erzähler, plaudert vom Hofleben, von der Politik, von Forschungen, Reisen, Studien. Erst jetzt erscheint dieser Briefwechsel in einer seiner Bedeutung zukommenden vollständigen und wissenschaftlich zuverlässigen Ausgabe.

Brillat-Savarin: Physiologie des Geschmacks. In gekürzter Form deutsch herausgegeben von Emil Ludwig. Mit Wiedergabe vieler Holzschnitte aus der Ausgabe von 1864. In Halbleder M. 6.—.

Büchner, Georg: Gesammelte Werke nebst einer Auswahl seiner Briefe. Eingeleitet von Wilhelm Hausenstein. In Pappe M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

Cahn, Wilhelm: Im belagerten Paris 1870/71. In Pappband M. 3.50. (Erschienen 1915.)

Mommsen sagte von diesem Buch, daß es ihn besser in den Geist der Zeit eingeführt habe als dickleibige Geschichtswerke.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Eingeleitet von Ricarda Huch. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit 18 Bildertafeln. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

Cervantes: Der scharfsinnige Ritter Don Quixote von der Mancha. 4.–10. Tausend. Vollständige Taschenausgabe in 2 Bänden. In Leinen M. 10.—; in Led. M. 15.—.

Cervantes: Novellen. Vollständige Ausgabe in 2 Bänden. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.

In diesen vier Bänden liegt das Bleibende von Cervantes' Werken in vorzüglicher Übertragung vor.

Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. Fünfte Auflage. In Pappband M. 5.—.

Chinesische Novellen. Nach dem Urtext übertragen von H. Rudelsberger. In zwei Pappbänden M. 7.50. Vorzugsausgabe: auf Chinapapier in Seide gebunden M. 30.—.

Von keiner anderen Warte aus kann ein besserer Einblick in die Sitte und Denkart des chinesischen Volkes gewonnen werden als aus seinen volkstümlichen Erzählungen. Wie der Chinese zu Hause und unter seinesgleichen wirklich sich gibt, so spiegeln ihn die buntfarbigen Gestalten der schöngeistigen Literatur seines Volkes. Zum erstenmal gibt hier eine Auswahl aus allen bedeutenden Novellensammlungen Chinas einen Gesamtüberblick über die Belletristik des chinesischen Reiches.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Vier Bände. In Pappbänden M. 12.—; in Halbleder M. 20.—. Jeder Band ist auch einzeln zum Preise von M. 3.— oder M. 5.— erhältlich.

Inhalt: Band I: Goethe: Novelle — Kleist: Das Erdbeben in Chili — Hebbel: Aus meiner Jugend — Keller: Spiegel, das Kätzchen — Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz — Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag. — Band II: Eichendorff: Taugenichts — Büchner: Lenz — Arnim: Der tolle Invalide — Droste-Hülshoff: Die Judenbuche — Schiller: Der Geisterseher. — Band III: Gotthelf: Barthli der Korber — Fouqué: Undine — Tieck: Der blonde Eckbert — Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl — Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse. — Band IV: Grillparzer: Der arme Spielmann — Hauff: Das kalte Herz — Stifter: Der Hagestolz.

Dickens, Charles: Werke. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen von Phiz, Cruikshank, Seymour u. a. — Taschenausgabe auf Dünndruckpapier: 6 Bände in Leinen M. 36.—; in Led. M. 45.—. Bibliotheksausgabe auf starkem Papier: 12 Bände in Leinen M. 48.—.

Einzelausgaben in der Taschenausgabe:

Jeder Band in Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen von Phiz.

Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen und 8 Initialen von Browne, Cruikshank u. a.

Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen von R. Seymour, Buß und Phiz.

Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen von Phiz, Hablot und Browne.

Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen von Phiz.

Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. Mit 71 Federzeichnungen von Phiz u. a.

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Nach der Übersetzung von J. G. Th. Graesse ausgewählt von Hermann Hesse. In Pappe M. 5.—; in Halbleder M. 7.—. (Erschienen 1915.)

Graf Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. (Savonarola, Cesare Borgia, Julius II., Leo X., Michelangelo.) Mit 23 Lichtdrucktafeln. 2. Auflage. Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 16.—.

Graf Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. Wohlfeile Ausgabe. 11.–20. Tausend. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

Goethes äußere Erscheinung in literarischen und künstlerischen Dokumenten seiner Zeitgenossen. Von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Dieses Buch will zu derjenigen Schöpfung Goethes hinführen, die zugleich sein größtes Kunstwerk ist: seiner Persönlichkeit. Zum erstenmal ist hier der Gesamteindruck, den die körperliche Erscheinung Goethes bei seinen Zeitgenossen hervorgerufen hat, durch eine Vereinigung der vielen literarischen Zeugnisse und Aufzeichnungen aller Art mit den vorzüglichen und charakteristischsten Bildnissen dargestellt.

Goethes sämtliche Werke in sechzehn Bänden

Von dieser besonders zur Versendung ins Feld geeigneten Taschenausgabe auf Dünndruckpapier sind bisher erschienen und einzeln käuflich:

I. II: Romane und Novellen. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 11.—.

III. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 6.—.

IV: Italienische Reise; Kampagne in Frankreich 1792; Belagerung von Mainz 1793. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 6.—.

V. Annalen und kleinere autobiographische Schriften. In Leinen M. 4.50; in Leder M. 5.50.

VI–VIII: Dramatische Dichtungen. 3 Bände. In Leinen M. 14.50; in Leder M. 17.50.

IX. X: Kunst-Schriften. Vollständig in zwei Bänden. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.

XI: Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen. In Leinen M. 5.50; in Leder M. 6.50.

XII. XIII: Aufsätze zur Kultur-, Theater- und Literaturgeschichte. Maximen. Reflexionen. Zwei Bände. In Leinen M. 10.—; in Leder M. 12.—.

Goethe-Kriegsausgabe, 10 Bände (geheftet und beschnitten; 1915 erschienen)

Faust – Götz – Egmont – Iphigenie – Hermann und Dorothea; Achilleis – Werther – Drei Novellen – Kampagne in Frankreich 1792 – je 30 Pf.

Gedichte in Auswahl von Erich Schmidt – Goethes Jugend (aus Dichtung und Wahrheit) — je 50 Pf.

Goethes Werke in sechs Bänden. (Der Volks-Goethe.) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. (51.–70. Tausend.) In Pappbänden M. 7.—; in Leinen M. 9.—; in Halbleder M. 15.—.

Goethe: Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe, besorgt von Franz Deibel. Mit zwei Porträts. Zweite Auflage (6.–10. Tausend). Zwei Bände. In Pappbänden M. 5.—; in Leinen M. 7.—; in Leder M. 10.—.

Goethe: Italienische Reise. Mit 167 Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen auf 122 Lichtdrucktafeln. Mit Unterstützung des Goethe-National-Museums herausgegeben von George von Graevenitz. Einbandzeichnung von E. R. Weiß. In Halbleder M. 40.—; in Leder M. 60.—.

Goethe: Italienische Reise. (Wohlfeile illustrierte Ausgabe.) Mit 58 Handzeichnungen Goethes und 10 Porträts von Goethe und seinen Reisegenossen. Zwei Bände. In Pappbänden M. 6.—; in Halbpergament M. 7.50.

Goethe: Italienische Reise. Taschenausgabe. Herausgegeben von Kurt Jahn. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 5.—.

Goethe: Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend den Urfaust, das Fragment (1790), die Tragödie, I. und II. Teil, Paralipomena. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 16.—25. Tausend. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.50.

Goethe: West-östlicher Divan. Gesamtausgabe mit dem Titelbild der Ausgabe von 1819. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.50.

Goethe: Briefe an Charlotte von Stein. Vollständige Ausgabe in drei Bänden. Herausgegeben von Julius Petersen. Mit drei Silhouetten. Zweite Auflage. Geheftet M. 7.—; in Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—.

Goethe: Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Zweite Auflage. Herausgegeben von Max Hecker. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 8.—.

Der junge Goethe. Begründet von Salomon Hirzel. Neu herausgegeben von Max Morris. 6 Bände mit 66 Lichtdrucktafeln. In Leinen M. 36.—; in Leder M. 45.—.
Die vollständige Sammlung aller Dichtungen, Briefe, Gespräche, Zeichnungen und Radierungen bis zu seiner Übersiedlung nach Weimar.

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplizissimus. Vollständige Taschenausgabe in drei Bänden, besorgt von Reinhard Buchwald. Mit den vier Radierungen von Max Klinger in Lichtdruck. In Pappbänden M. 8.—; in Pergament M. 14.—.

Hauff: Märchen. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der Initialen, des Titels und des Einbands von Carl Weidemeyer-Worpswede. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—. Vorzugsausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Kalbleder M. 20.—.

Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. Aus altdeutschen Drucken übertragen und mit einem Nachwort herausgegeben durch Severin Rüttgers. Zwei Bände mit Wiedergabe von 146 Holzschnitten

aus dem Lübecker Druck von 1492. In Halbleinen M. 12.—; in Halbpergament M. 14.—. Vorzugsausgabe (200 Exemplare) mit handkolorierten Holzschnitten in Schweinsleder M. 50.—.

Diese Sammlung will die gesamte Legendenliteratur, soweit sie auf deutschem Sprachboden volkstümliche Gestalt fand, erschöpfen und beschränkt sich deshalb nicht auf den Inhalt der sogenannten Legenda aurea, sondern nimmt aus süd- und norddeutschen Drucken noch zahlreiche Stücke aus dem Leben Mariens und der Zwölfboten, den Kreuzessagen u. a. hinzu. Die sprachliche Gestaltung bedurfte der größten Sorgfalt, um die außerordentlich feine und zarte Prägung spätgotischer Prosakunst dem modernen Leser zu erschließen. Die größte Überraschung aber wird die technisch vollkommene Wiedergabe der 146 Holzschnitte eines Lübecker Druckes vom Jahre 1492 bilden.

Heine: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Oskar Walzel. 10 Bände in Halbpergament M. 30.—; in Halbleder M. 70.—. Vorzugsausgabe in Leder M. 100.—.

Über diese nunmehr vollendete Ausgabe schrieben die „Preußischen Jahrbücher": Der Insel-Heine wird in jeder Beziehung ein geradezu klassischer Typus edler, literarischer Ausgaben werden, der zeigt, wie man in solchen Publikationen die einwandfreie schönste Form mit der strengsten Arbeit der Wissenschaft harmonisch und genußmöglich verbinden kann.

Heine: Buch der Lieder. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.50.

Historie von einem edeln Fürsten Herzog Ernst von Bayern und Österreich. Nach dem ältesten deutschen Druck herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit 31 handkolorierten Holzschnitten nach der ersten undatierten Ausgabe des Augsburger Druckers Anton Sorg. 200 numerierte Exemplare. In Pappband M. 10.—; in Pergament M. 15.—.

Hofmannsthal: Die Gedichte und kleinen Dramen. 11.—20. Tausend. In Pappbd. M. 3.—; in Halbleder M. 5.—.

Inhalt: Gedichte — Der Tod des Tizian — Prologe und Trauerreden — Das kleine Welttheater — Vorspiele — Tor und Tod — Der weiße Fächer — Kaiser und Hexe — Die Frau im Fenster — Das Bergwerk zu Falun.

Hofmannsthal: Der Tor und der Tod. Ein dramatisches Gedicht. Liebhaber-Ausgabe in 300 numerierten Exemplaren mit drei radierten Vignetten von E. R. Weiß: Nr. 1 bis 50 in Kalbleder (vergriffen); Nr. 51–300 in Leder M. 20.—.

Hoffmann, E. T. A.: Lebensansichten des Katers Murr. Nach Hoffmanns Ausgabe neu herausgegeben, von fremden Zutaten gereinigt und mit Nachrichten über den Kater vermehrt von Hans von Müller. Mit Wiedergabe der Einbandlithographien der Originalausgabe. In Pappband M. 7.—. (Erschienen 1915.)

Hoffmanns Satire war bisher hinter dem glänzenden Feuer der Biographie Kreislers allzusehr ins Dunkle getreten; erst diese isolierte Darstellung wird ihren eigentümlichen Wert erkennen lassen.

Holbein, Hans: Bilder des Todes. Nach den Probedrucken der ersten Ausgabe faksimiliert in der Reichsdruckerei zu Berlin. 800 numerierte Exemplare: Nr. 1–100 mit der Hand in Leder gebunden M. 34.—; Nr. 101–800 in Pappband M. 12.—; in Leder M. 18.—.

Hölderlins sämtliche Werke und Briefe. In fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von F. Zinkernagel. Mit mehreren Bildern und Faksimiles. Jeder Band in Halbleder M. 6.—; Vorzugsausgabe: 50 numerierte Exemplare auf van Gelder-Bütten, jeder Band in Leder (Handband) M. 30.—.

Diese Hölderlin-Ausgabe tritt mit dem Anspruche auf, die Werke des Dichters in wissenschaftlich abschließender Gestalt darzubieten.

Huch, Ricarda: Wallenstein. In Leinen M. 4.50. (Erschienen 1915.)

Der Wert dieser umfassenden Charakterstudie liegt neben dem bedeutsamen Beitrag zum Verständnis der Zeit in der psychologischen Herausarbeit der Einzelpersönlichkeit auf sicher gezeichnetem Hintergrunde.

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. (Roman aus dem 30jährigen Krieg.) 3 Bände. 4.–6. Tausend. In Leinen M. 15.—; in Halbleder M. 20.—.

Paul Wertheimer in der Neuen Freien Presse: Ricarda Huch hat mit zäh ringendem Fleiß aus dem Staub der Archive den zyklopischen und doch stark gefügten, von Schönheit mancherlei Art üppig überblühten, auf blutigem Grund errichteten Bau dieser Romantrilogie aufgetürmt; eine Leistung schöpferisch nachformender Kraft, die nur wenigen Männern und gewiß vor ihr keiner Frau beschieden war ... Sie schreibt keinen Roman und bei aller Exaktheit der Daten und Begebnisse auch nicht Geschichte, am wenigsten Kriegsgeschichte. Diese Bilder aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts schließt sie in kühn impressionistischer Manier in der scheinbar nur lose gefügten Erzählung zusammen und gewinnt auf diesem Wege eine Gesamtwirkung von mächtiger Intensität.

Huch, Ricarda: Michael Unger: Des Romans »Vita somnium breve« 5. Auflage. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 7.50.

Humboldts Briefe an eine Freundin [Charlotte Diede]. Zum ersten Male nach den Handschriften herausgegeben. 2 Bände. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Jacobs, Monty: Deutsche Schauspielkunst. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen. Mit 33 Bildertafeln. In Leinen M. 7.50.

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke. Autorisierte Übertragung. Mit Reproduktionen von Zeichnungen des Dichters und dem von A. Helstedt 1885 radierten Porträt. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 11.—.

Inhalt: Frau Marie Grubbe – Niels Lyhne – Novellen – Gedichte und Entwürfe – Naturwissenschaftliche Schriften.

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke und Briefe. Vollständige Ausgabe in 6 Bänden, besorgt von Wilhelm Herzog. Mit dem Jugendbildnis Kleists und 4 Faksimiles. In Leinen M. 32.—; in Halbpergament M. 36.—.

Körners Werke. (Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leder M. 3.50.

Kriegs-Almanach für 1915. Mit 12 Bildern und 1 Faksimile. Kartoniert M. —.50.

Kromer, Heinrich E.: Gustav Hänfling. Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. In Pappband M. 3.50; in Halbleder M. 5.—.

Von diesen Denkwürdigkeiten, die ein Künstler des Gefühls und der Ironie in einer erstaunlich großen, klassisch reinen und klaren Sprache aufgezeichnet hat, schrieb die Kritik, sie gehörten zu jenen Taten des Geistes und Herzens, die, losgelöst von Zeit und Zeitgeschehen, das nationale Gut eines Volkes bereichern und befruchten.

Lenaus sämtliche Werke und Briefe in sechs Bänden. Vollständige kritische Ausgabe herausgegeben von Eduard Castle. Mit verschiedenen Bildern und Faksimiles. In Leinen M. 36.—; in Halbleder M. 42.—. Vorzugs-Ausgabe: 200 Exemplare auf Insel-Hadernpapier, in Leder M. 72.—.

Lüthgen: Belgische Baudenkmäler. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen. In Halbleinen M. 3.—. (Erschienen 1915.)

Die vier Zweige des Mabinogi. Ein keltisches Sagenbuch. Übertragen von Martin Buber. In Halbpergament M. 4.—; ins Schweinsleder M. 7.—.

„Die vier Zweige des Mabinogi" sind das reifste und bedeutendste Werk keltischer erzählender Prosa, das auf uns gekommen ist. Sie können mit keinem anderen Werk der Weltliteratur verglichen werden als der jüngeren Edda und sind einzigartig als der erschütternde Bericht eines Zyklus ungeheuerer Vorgänge und als ein monumentales Gedicht.

Mann, Heinrich: Die kleine Stadt. Roman. 5. Aufl. In Leinen M. 5.—.

Meinhold: Die Bernsteinhexe. Historischer Roman. In Halbpergament M. 4.50; in Ganzpergament M. 7.—.

Meinhold: Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Historischer Roman. Zwei Bände. In Halbpergament M. 8.—; in Ganzpergament M. 12.—.

Zwei in Deutschland mit Unrecht vergessene, im Auslande viel gelesene klassische deutsche Romane, die in der Zeit der Hexenverfolgungen spielen. „Die Bernsteinhexe" hielt man seinerzeit für eine echte alte Chronik, so daß der Dichter, um der falschen Meldung zu steuern, ein anderes ähnliches Werk schreiben mußte „Die Klosterhexe", durch das er bewies, daß er kein Chronikenabschreiber, sondern ein wirklicher Dichter war.

Mell, Max: Die drei Grazien des Traumes. Fünf Novellen. In Pappband M. 2.—.

Memoiren der Kaiserin Katharina II. von Rußland. Nach den zum ersten Male veröffentlichten eigenhändigen Manuskripten der Kaiserin. Mit 12 Porträts in Lichtdruck und 4 Stammtafeln. 2 Bände. In Halbleder M. 16.—.

Diese neue Ausgabe beruht auf der offiziellen russischen, die vor einigen Jahren auf kaiserlichen Befehl nach den bis dahin versiegelt gewesenen Handschriften der Kaiserin veranstaltet wurde. Über die russische Ausgabe geht die unsere insofern hinaus, als sie dort unterdrückte wichtige Stellen nach der von Alexander Herzen Mitte des 19. Jahrhunderts heimlich veranstalteten Ausgabe wieder herstellt. Katharinas Memoiren bilden ein wertvolles literarisches Denkmal und lassen die halbasiatische Barbarei des damaligen Rußland und seines Zarenhofes in grellen Farben wieder erstehen.

Morgenländische Erzählungen für die reifere Jugend. (Palmblätter.) Neu herausgegeben von Hermann Hesse. In Leinen M. 4.—; in Leder M. 5.—.

Dieser einst so viel gelesenen, nun fast vergessenen Sammlung hat sich Hermann Hesse liebevoll angenommen und die schönsten Geschichten daraus zusammengestellt.

Morier, James: Die Abenteuer des Hadschi-Baba von Ispahan. Roman. Übertragen von A. v. Kühlmann. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 6.—.

Morier war um 1830 Mitglied der englischen Gesandtschaft in Teheran. Sein „Hadschi-Baba", der zu den klassischen Werken der Erzählungskunst gehört, ist ein persischer Abenteuerroman, der in erster Linie durch die bunten Lebenswirrsale dieses orientalischen Gil Blas fesselt und unterhält, außerdem aber sich die Aufgabe stellt, ein zuverlässiges Gesamtbild persischen Lebens und Denkens zu vermitteln.

Mörike, Eduard: Mozart auf der Reise nach Prag. Eine Novelle. Zweite Auflage. Mit Doppeltitel von W. Tiemann. In Leinen M. 3.50; in Leder M. 4.50.

Mozarts Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Albert Leitzmann. In Pappband M. 2.—; in Leder M. 4.50.

Mozarts Persönlichkeit. Urteile der Zeitgenossen, gesammelt und erläutert von A. Leitzmann. Mit 11 Bildertafeln. In Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 5.50.

Die natürliche Ergänzung zu Schurigs Mozart-Biographie (S. 216).

Die Psalmen. Taschenausgabe. In Leinen M. 3.—; in Leder M. 4.50.

Rilke, Rainer Maria: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. Zwei Bändchen. Dritte Auflage. In Pappbänden M. 6.—; in Leder M. 10.—.

Rilke, Rainer Maria: Erste Gedichte. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Das Buch der Bilder. Fünfte Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Die frühen Gedichte. Dritte Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Neue Gedichte. Dritte Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Der neuen Gedichte anderer Teil. Zweite Auflage. In Halbleder M. 6.50.

Rilke, Rainer Maria: Geschichten vom lieben Gott. Vierte Auflage. In Leinen M. 4.—.

Rilke, Rainer Maria: Requiem. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) Zweite Auflage. In Pappband M. 2.—.

Rilke, Rainer Maria: Rodin. Mit 96 Vollbildern nach Skulpturen und Handzeichnungen Rodins. 7.–10. Tausend. In Halbleinen M. 4.—; in Leder M. 8.50.

Rilke, Rainer Maria: Das Stundenbuch. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) Mit Titel und Initiale von Walter Tiemann. Sechste Auflage. In Halbleinen M. 3.50; in Pergament M. 6.—.

Saint-Simon: Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben von Wilhelm Weigand. Mit 34 zeitgenössischen Bildern. Kartoniert M. 12.—, in Halbleder M. 16.—.

Äußerlich ist das Werk ebenso ausgestattet wie die große Gobineau-Ausgabe. Die Auswahl enthält die wesentlichsten Teile des im Original fast unübersehbaren Werkes und wird ergänzt durch eine einleitende Darstellung W. Weigands, die auf der ganzen Höhe seiner glänzenden essayistischen Kunst steht. Trotz allen Bedenken, die man, als Historiker, im einzelnen hegen mag, bleibt Saint-Simon der einzige Schriftsteller, der uns ein wirkliches Bild des Hofes Ludwig XIV. gibt, und seine Denkwürdigkeiten sind nicht nur das Bekenntnis einer leidenschaftlichen Persönlichkeit, sondern auch der blendendste Ausdruck einer Literaturform, die stets ihren Zauber aus dem Persönlichen eines Menschen schöpfen wird.

Schaeffer, Albrecht: Des Michael Schwertlos Vaterländische Gedichte. In Pappband M. 6.—; in Halbleder M. 7.50. (Erschienen 1915.)

Schillers sämtliche Werke in 6 Bänden. (Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. In Leinen M. 20.—; in Leder M. 28.—.

Einzeln zum Preise von je M. 4.— in Leinen und M. 5.— in Leder: Dramen 1. und 2. Teil – Geschichten und Erzählungen – Historische Schriften – Philosophische Schriften – Übersetzungen.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von Julius Petersen. Mit 4 Bildern in Lichtdruck. In Pappband M. 3.—; in Leinen M. 4.—; in Leder M. 6.—.

Schopenhauers Werke. Taschenausgabe in 5 Bänden. In Leinen M. 20.—; in Leder M. 26.—.

Einzeln:

Die Welt als Wille und Vorstellung. 2 Bände. In Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Kleinere Schriften. In Leinen M. 5.—; in Leder M. 6.—.

Parerga und Paralipomena. 2 Bände. In Leinen M. 9.—; in Leder M. 11.—.

Schurig, Arthur: Wolfgang Amadeus Mozart. Sein Leben und sein Werk auf Grund der vornehmlich durch Nikolaus von Nissen gesammelten biographischen Quellen und der Ergebnisse der neuesten Forschung. Zwei Bände. Mit 52 Vollbildern in Lichtdruck und 5 Faksimiles. Kartoniert M. 24.—; in Halbleder M. 30.—.

Die große Mozartgemeinde wird dieses Werk mit lebhafter Freude aufnehmen. Auf Grund aller zeitgenössischen Quellen – unter denen die Briefe des Vaters, hier genau nach den Handschriften wiedergegeben, eine große Rolle spielen – und der neuesten Mozartforschung stellt es, viele frühere Irrtümer berichtigend, den so wehmütigen Erdengang des Meisters in schöner Form dar. Den beiden stattlichen Bänden sind 52 Bilder und Handschriftenfaksimiles beigegeben; unter ihnen befinden sich sämtliche Mozartporträts, die zum Teil noch niemals veröffentlicht waren und fast ausnahmslos nach den weit verstreuten Originalen neu aufgenommen wurden.

Schwab, Gustav: Die schönsten Sagen des klassischen Altertums. Ausgabe in drei Bänden (mit dem Ergänzungsband: Flaxmans Zeichnungen zu Sagen des klassischen Altertums). In Leinen M. 12.—.

Seidel, Willy: Der Sang der Sakîje. Ein Roman aus dem Ägypten der Gegenwart. In Leinen M. 5.—.

Dieser neue Roman von Willy Seidel führt uns nach Ägypten und schildert das Schicksal des Emporkömmlings Daûd-ibn-Zabal, der als ausgesetzter Bastard bei armen Fellachen aufwächst, bis er, getrieben von einem immer bewußter auftretenden Lebenswillen, zum Eseltreiber, Herrschaftsdiener, Basarverkäufer und Bey aufsteigt. Es ist nicht ein Einzelschicksal, das hier zur Behandlung steht, sondern ein Problem, wie es eben jetzt in ungeheuerstem Umfange entrollt wird: der Kampf der braunen Rasse gegen das übermächtige Andringen der englischen Weltherrschaft.

Stauffer-Bern: Familienbriefe und Gedichte. Herausgegeben von U. W. Züricher. Mit einem Selbstporträt des Künstlers. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Stein, Heinrich von: Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Poske. 3 Bände. In Pappe M. 9.—; in Halbleder M. 12.—. (Erschienen 1915.)

Inhalt: Die Ideale des Materialismus – Vermächtnis – Helden und Welt – Dramatische Bilder und Erzählungen.

Stifter, Adalbert: Aus dem alten Wien. Mit 20 Vollbildern. In Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Stifter, Adalbert: Erzählungen. Vollständige Ausgabe der „Studien" in zwei Bänden. 4.–8. Tausend. In Leinen M. 7.50; in Leder M. 10.—.

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 32 Lichtdrucktafeln. Kartoniert M. 12.—; in Halbleder M. 16.—.

Ulrich von Hutten ist von jeher eine Lieblingsgestalt des deutschen Volkes gewesen. Hineingeboren und verwoben in eine Zeit geistiger, religiöser und politischer Erregung und Erneuerung, in eine Zeit, da es nach seinen eigenen Worten „eine Lust war zu leben", hat er im Kampfe der Geister in vorderster Reihe gestanden. Es ist eine Fügung eigener Art, daß diese meisterhafte Biographie des unerschrockenen Vorkämpfers für Deutschlands geistige und politische Freiheit zu Beginn des großen Krieges neu erschienen ist.

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbpergament M. 6.—.

Die Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten. Erste vollständige deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von Hugo von Hofmannsthal. 2. Auflage. In Leinen M. 72.—; in Leder M. 84.—.

Die Deutsche Rundschau schreibt: Zwölf wunderbare Bände, deren kunstreiche Ausstattung uns vortäuscht, wir hielten ein altes arabisches Buch in den Händen, geben uns die alten Märchen wieder ... Ein Kulturdokument allerersten Ranges, gehören diese Märchen zu den großen Menschheitsepen ... Die Art der Darstellung erinnert oft zwingend an Homer in ihrer Naivität und ihrem Reichtum.

Tausend und eine Nacht. (Mittlere Ausgabe.) Ausgewählt und herausgegeben von Paul Ernst. 4 Bände. In Halbleinen M. 16.—; in Leder M. 28.—.

Aus der großen vollständigen Ausgabe wurden die dichterisch schönsten Erzählungen in einer Auswahl von 4 Bänden vereinigt.

Die schönsten Geschichten aus Tausend und eine Nacht. Gebunden in Pappband M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

Diese einbändige Auswahl kann ohne Bedenken auch der reiferen Jugend in die Hand gegeben werden.

Uhde-Bernays: Anselm Feuerbach. Mit 80 ganzseit. Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Feuerbachs. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Margaretha von Valois (Königin von Frankreich und Navarra): Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens. Herausgegeben von W. Fred. Zwei Bände. Mit zwei Porträts in Lichtdruck. In Pappbänden M. 7.—; in Halbleder M. 10.—. Vorzugsausgabe: 50 Exemplare auf Japanbüttenpapier, in Leder M. 30.—.

Verhaeren, Emile: Rembrandt. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 80 von Karl Scheffler ausgewählten Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. In Halbleinen M. 3.—; in Leder M. 8.—.

Verhaeren, Emile: Rubens. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen. In Halbleinen M. 3.—; in Leinen M. 8.—.

Voll, Karl: Entwicklungsgeschichte der Malerei in Einzeldarstellungen. Band I: Altniederländische und altdeutsche Meister. Mit 29 Bildertafeln. Band II: Italienische Meister. Mit 25 Bildertafeln. Jeder Band in Leinen M. 10.—.

Ein dritter Band wird im Jahre 1916 das Werk abschließen.

Voltaires Erzählungen. Übertragen von Ernst Hardt. In Leder M. 10.—.

Inhalt: Der Weiße und der Schwarze — Hans und Klaas — Die Prinzessin von Babylon — Die beiden Getrösteten — Candid — Scarmentado — Zadig — Mikromegas — Der Harmlose.

Wasmann, Friedrich: Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 30 Tafeln in Lichtdruck und vielen Textabbildungen. 500 numerierte Exemplare. In Halbleder (Handeinband) M. 60.—.

Diese Selbstbiographie des Hamburger Kaufmannsohnes gehört mit Recht unter die österreichischen Bücher, denn den größten Teil seines Lebens hat Friedrich Wasmann in Tirol zugebracht. Dem Tiroler Land und Volk ist darum seine ganze Liebe zugewandt, ihm gelten auch zahlreiche Abschnitte seiner Selbstbiographie, ihm verdankt er die Motive zu den meisten seiner Bilder.

Wassermann, Jakob: Der Literat oder Mythos und Persönlichkeit. In Leinen M. 3.50.

Wilde, Oscar: Die Ballade vom Zuchthause zu Reading. Übertragen von Wilhelm Schölermann. Fünfte Auflage. In Pappband M. 2.—.

Wilde, Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. Dritte Auflage (31.–40. Tausend). In Pappband M. 3.—; in Leder M. 9.—.

Wilde, Oscar: Gedichte. (Die Sphinx; aus den „Poems".) Übertragen von Gisela Etzel. Mit Titelholzschnitt von Marcus Behmer. Geheftet M. 6.—; in Halbpergament M. 8.—.

Wilde, Oscar: Zwei Gespräche von der Kunst und vom Leben. Übertragen von Hedwig Lachmann und Gust. Landauer. Geheftet M. 4.—; in Halbleder M. 6.—.

Winckler, Josef: Mitten im Weltkrieg. In Pappband M. 3.50. (Erschienen 1915.)

Zweig, Stefan: Erstes Erlebnis. Vier Erzählungen aus Kinderland. In Pappband M. 5.—.

Zweig, Stefan: Die frühen Kränze. Gedichte. In Leder M. 6.—.

Österreichische Bibliothek

Begründet im Verein mit

Leopold Freiherrn von Andrian, August Fournier, Heinrich Friedjung, Max von Hoen, Richard von Kralik, Max Mell, Robert Michel, Joseph Redlich, Hans Schlitter, Anton Wildgans, Franz Zweybrück und anderen

von

Hugo von Hofmannsthal

Preis jedes gebundenen Bandes 60 Pfennig = 80 Heller

Bisher sind erschienen:

1. Grillparzers politisches Vermächtnis. Zusammengest. von Hugo v. Hofmannsthal.
2. Heldentaten der Deutschmeister 1697 bis 1914. Mit einem Nachwort von Max Mell.
3. Custoza und Lissa. Von Heinrich Friedjung.
4. Bismarck und Österreich. Herausgegeb. v. Franz Zweybrück.
5. Audienzen bei Kaiser Joseph. Nach zeitgenöss. Dokumenten zusammengestellt u. mit einem Nachwort versch. v. Felix Braun.
6. Achtzehnhundertneun. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon.
7. Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, „der Landsknecht": Bilder aus Alt-Österreich. Ausgewählt u. eingel. v. Helene Bettelheim-Gabillon.
8. Abraham a Sancta Clara. Ausgewählt und eingeleitet von Richard von Kralik.
9. Beethoven im Gespräch. Mit einem Nachwort von Felix Braun.
10. Radetzky: Sein Leben und Wirken. Nach Briefen, Berichten und autobiographischen Skizzen zusammengestellt von Ernst Molden.
11. Auf der Südostbastion unseres Reiches. Von Robert Michel.
12. Österreichische Gedichte 1914/15. Von A. Wildgans.
13. Comenius und die Böhmischen Brüder. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Eckstein.

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden mit farbigem Überzug 50 Pfennig.

Bisher sind 187 Bände erschienen.

Ein ausführliches Verzeichnis ist durch den Verlag zu beziehen.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Leinen 3 Mark, in Leder 5 Mark.

Alexis, Willibald: Die Hosen des Herrn von Bredow. (11.–15. Tauf.) Vaterländischer Roman.

Coster, Charles de: Ulenspiegel u. Lamme Goedzack. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen.

Defoe, Daniel: Robinson Crusoe. Nach der ältesten deutschen Übertragung herausgegeben von Severin Rüttgers.

Dostojewski: Schuld und Sühne. (Raskolnikow.)

Flaubert: Frau Bovary.

Flaubert: Salambo. Ein Roman aus dem alten Karthago.

François, Louise v.: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Befreiungskriege.

François, Louise v.: Die letzte Reckenburgerin. 2. Auflage. (16.–20. Tausend.)

Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird.

Hoffmann, E. T. A.: Der goldene Topf. Klein Zaches. Meister Martin der Küfner und seine Gesellen.

Jens Peter Jacobsen: Niels Lyhne.

Jens Peter Jacobsen: Frau Marie Grubbe.

Jean Paul: Titan. Gekürzt herausgegeben von Hermann Hesse. 2 Bände.

Lagerlöf, Selma: Gösta Berling. Erzählungen aus dem alten Wermland.

Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt.

Moritz, Karl Phil.: Anton Reiser. Ein psycholog. Roman.

Murger, Henri: Die Bohême. Szenen a. d. Pariser Künstlerleben.

Scott, Walter: Der Talisman.

Scott, Walter: Ivanhoe.

Sealsfield, Charles: Das Kajütenbuch.

Stendhal: Rot und Schwarz. Ein Roman aus dem Frankreich um 1830.

Thackeray: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt.

Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Tillier: Mein Onkel Benjamin.

Tolstoi: Anna Karenina. 2 Bde.

Tolstoi: Krieg und Frieden. 3 Bände.

Tolstoi: Auferstehung.

Turgenjeff: Väter u. Söhne.

Tuti-Nameh (Das Papageienbuch). Nach türkischer Fassung übersetzt v. Georg Rosen.

Weigand, Wilhelm: Die Frankenthaler.

Wilde, Oscar: Das Bildnis des Dorian Gray.

Die Werke sind durch jede Buchhandlung oder direkt vom Insel-Verlag in Leipzig zu beziehen. – Besondere Verzeichnisse über Insel-Bücherei und andere Verlagswerke liefert der Verlag kostenlos.

Inhalt des Almanachs

Kalendarium für das Jahr 1916 3
Anton Wildgans: Das große Händefalten 9
Hans Sachs: Ein Lob des redlichen Kriegvolk 11
Eugippius: Wunder des heiligen Severin 14
(Aus: „Das Leben des Noriker-Apostels St. Severin" von seinem Schüler Eugippius. Aus dem Lateinischen übertragen von Sebastian Brunner.)
Sigmund Freiherr von Herberstein: Bericht über seine Gesandtschaft zu den Moskowitern 16
Ein Spruch Herrn Walthers von der Vogelweide 22
Johann Senn: Der Tiroler Adler 22
Kaiser Franz Joseph: An meine Völker 23
Arthur von Wallpach: Tiroler Gedichte 25
Andreas Hofers Abschiedsbrief an seinen Freund Pühler .. 27
Joseph von Eichendorff: Der Tiroler Nachtwache 28
Passeirer Landsturm 29
Jacob Burckhardt: Über den Staat 30
Adalbert Stifter: Böhmerwaldlandschaft 32
Otokar Březina: Meine Mutter 35
Stefan Zweig: Otokar Březina 36
Adam Mickiewicz: Sonette aus der Krim 46
Amos Comenius: Allgemeiner Weckruf 48
Julius Słowacki: Die Pest in El-Arisch 52
Dmitri Mereschkowski: Rußland und Goethe 60
Rainer Maria Rilke: Aus dem Stundenbuch 61
Gesänge der Böhmischen Brüder 66
Rudolf Hans Bartsch: Südsteirische Landschaft 68
(Aus: „Zwölf aus der Steiermark")
Alexander von Warsberg: Fahrt auf der Adria 70
(Aus den „Odysseeischen Landschaften")
Robert Müller: Der Tote von Sarajevo 75

Robert Michel: Die alte Brücke von Mostar 77
Die fünf Heiligen Fetwas 83
Felix Braun: Die Bäume des Paradieses 85
Aus Kaiser Josephs letzten Tagen 88
Kronprinz Rudolf: Die Donau-Auen 95
Max Mell: Gedichte 105
Paris von Gütersloh: Zwei Landschaften. 108
Max Mell: Der Tänzer von St. Stephan 111
Hermann Bahr: Der Geist der Barocke 127
(Aus dem Buch „Wien"; 1907)
Erzherzog Karls Selbstbiographie 134
Ernst von Feuchtersleben: Drei Gedichte 139
Grillparzer: Reden am Grabe Beethovens 141
Joseph Redlich: Das Wesen der österreichischen Gemeinde-
verfassung 145
Hugo von Hofmannsthal: Die Taten und der Ruhm ... 157
Prinz Eugen und die Festung Lille 166
Radetzky: Bericht über den Sieg von Novara 170
Georg Trakl: Letztes Gedicht 174
Felix Braun: Grabschrift für einen Tiroler Kaiserjäger .. 175
Prinz Eugen: Aus Briefen und Reden 177
Karl von Eisenstein: Nächtlicher Überfall 180
Berthold Viertel: Kote 708 182
Gneisenau: Schreiben an den Feldmarschall Fürsten Carl
zu Schwarzenberg 182
Das Mädchen 183
Altes Soldatenliedchen 184
Paul Thun: Grabschrift für Hauptmann Sp. 185
Bismarck an die österreichische Jugend 185
Albrecht Schaeffer: Rosa Zenoch 187

Der Druck des Österreichischen Almanachs auf das Jahr 1916 erfolgte in der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig. – Den Umschlag zeichnete Walter Tiemann.

3 0112 072689729